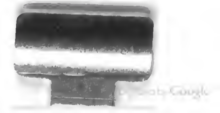

BKA
D99





Über das

Seelenleben des Kindes

von

Dr. Adolf Dyroff
Professor in Bonn.

Bonn,
Verlag von P. Hanstein.
1904.

Meiner lieben Mutter
zum siebzigsten Geburtstage.

Vom Seelenleben des Kindes.

In früherer Zeit hat man über das Wunderland der Kindheit gerne den luftigen Schleier der Poesie gebreitet. Warf man einen nachdenklichen Blick hinein, so fand man nicht sehr viel zu sehen. Höchstens dass man eine grosse Ähnlichkeit des kindlichen Lebens mit dem des Tieres[1]) oder eine gewisse Verwandtschaft des Seelenlchens im Kinde mit dem im Traume beobachtet haben wollte. Nur die Mütter werden zu allen Zeiten den kostbaren Schatz, der auf dem klaren Grunde der jungen Seele ruht, erkannt haben, wenn sie auch in liebenswürdiger Voreingenommenheit seinen Wert in der Regel übertrieben geschätzt haben mögen.

Das gefühlsreiche Zeitalter J. J. Rousseaus hat sich dann um den Standpunkt der Mütter angenommen. Nachdem ein inzwischen vergessener Pädagoge, M. J. Schmid, 1772 eine angeblich empirische, tatsächlich aus allgemeinen erkenntnistheoretischen Sätzen heraus konstruierte „Geschichte“ der seelischen Entwicklung geliefert hatte, ist der Ruf Trapps nach genauen Beobachtungen laut geworden und hat Tiedemann sein bekanntes Tagebuch geschrieben. Aber erst das neunzehnte Jahrhundert brachte die ausgestreuten Keime zur Blüte, vor allem die siebziger Jahre, in denen Vertreter verschiedener Nationen fast gleichzeitig Kinderstudien veröffentlichten, in Deutschland der Herbartianer L. Strümpell (1879). Heute legt sich manche Mutter Preyers Buch in der Kinderstube zurecht, um an der Hand seiner Tabelle die Entwicklung des eigenen Kindes verfolgen zu können. Vor allem ist die „Kindespsychologie“ gegenüber der allgemeinen Psychologie ziemlich selbständig geworden.

Mag auch der wirkliche Erfolg der tausendfach aufgewandten Mühe nicht entsprechen: das Dämmerlicht, das

über der ersten Periode unseres Lebens lagerte, hat sich doch merklich aufgehellt. Das sieht man am besten, wenn man die schematischen Zeichnungen von der kindlichen Psychogenese, wie man sie noch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — fast im Stile der antiken Hebdomadentheorie mit ihren Perioden von je 7 Tagen, Monaten, Jahren — entwarf, mit den jetzt möglichen Schilderungen vergleicht, die annähernd genaue Daten geben und das Gesetz der Entwicklung durch den Hinweis auf eine grosse Reihe von sorgfältigen Beobachtungen belegen[2]). Und so lässt sich denn, wenn auch vielfach nur recht allgemein, eine verlässige Darstellung der typischen Entwicklung des normalen Kindes ausführen.

Nicht ohne alle Fähigkeiten kommt das edelste der Lebewesen zur Welt. Ausgerüstet mit der ganzen leiblichen Bewaffnung, die ihm eignet, tritt es auf den Plan. Man kann sich dem Gedanken nicht entschlagen, dass die gesamte Sinneseinrichtung unseres Geistes dem Einzelnen überkommen und von vornherein zweckmässig in unserm ganzen leiblichgeistigen Organismus vorbereitet ist[3]). Wohl von keiner Seite bezweifelt ist, dass das eben geborene Kind schon einen ziemlich ausgebildeten Geschmacksinn besitzt. Es ist merkwürdig zu beobachten, wie bestimmt nach wenigen Tagen die Kinder, je nach Individualität, gewisse moderne Milchpräparate zurückweisen, andre bevorzugen. Das ursprüngliche Vorhandensein weiterer Fähigkeiten wird von einem angesehenen Forscher geleugnet[4]). Ich glaube aber, die vulgäre Ansicht, dass schon in den ersten Lebensstunden der Temperatursinn und der Sinn für Empfindungen des inneren Körpers, wie für den Hunger, irgendwie entwickelt sein muss, behält Recht. Wie wäre es sonst zu erklären, dass das Kind beim ersten Bade sich ganz ungeberdig benimmt, dass es schreit und strampelt, dass es nach dem warmen Bade, mit kaltem Wasser überschüttet, Zeichen heftiger Unlust gibt, dass es sich in die warmen, trockenen Windeln wohlig zu strecken scheint, während dies bei der kalten, feuchten nicht der Fall ist. Und all dies, ohne dass wir, wie beim Auge und Gehör, irgend eine zeitliche Stufenfolge der Einübung dieser Akte wahrnehmen können. Ähnliches würde über den Tastsinn, der Lippen wenigstens, zu sagen sein. Wenn hingegen dem Neu-

geborenen auch schon Geruchsinn zugeschrieben wird, so möchte ich behaupten, dass dieser noch nicht auf der Höhe des Geschmacks stehen kann. Denn es dauert noch verhältnismässig lange, bis das Kind bei ziemlich penetranten Gerüchen Unruhe zeigt. Ein Grund, den man anführt, ist nicht zwingend. Mag immerhin beim Erwachsenen der Geschmack nicht recht ohne den Geruch funktionieren, so folgt daraus für das Kind nichts. Man sagt weiter, Kinder weigern sich zuweilen, schon bevor sie geschmeckt haben, Milch zu nehmen, die einen Nebengeruch habe. Leider fügt man nicht hinzu, zu welcher Zeit dies beobachtet wurde und beweist nicht, dass wirklich nur der Geruch das abweisende Verhalten des Kindes bestimmte[5]). Es ist eine Folgerung aus unserer Annahme, dass im Verlaufe der Entwicklung der Geschmacksinn unter der Verfeinerung des Geruchssinns etwas leidet. Aber diese Konsequenz haben wir nicht zu scheuen. Büssen doch überhaupt die übrigen Sinne unter der Vorherrschaft des Gesichtssinns allmählich ein. So ist es eine vielbesprochene Erscheinung, dass man im Dunkeln — wenigstens auf das erste Mal — roten Wein nicht vom weissen, eine brennende Zigarre nicht von einer kalten unterscheiden kann.

Sehen wir jedoch von dem Mangel des Geruchssinns ab, so können wir den Menschen an seinem Lebensmorgen etwa einem Taubstummblinden vergleichen; denn gerade die feinsten Sinneswerkzeuge sind für den Neuling vorerst noch totes Kapital, das er Zug um Zug flüssig machen muss.

Aber nicht lange, so dringen die Boten der Sonne durch die feine rundliche Öffnung des Auges und entzünden an der Rückwand des Augeninnern, der Netzhaut, vor allem in dem kleinen gelblichen Herde, der sich neben der Mitte der Netzhaut findet, die ersten Funken der Gesichtswahrnehmung. Manche Kinder öffnen schon wenige Minuten nach der Geburt blinzelnd die Äuglein, freilich, um sie sofort wieder zu schliessen, wie wenn sie der grelle Schein des Lichtes blendete[6]). Am vierten Tage wird schon das eine Auge ganz, das andere wenigstens zum vierten Teile aufgerissen; dann kommt die nicht sehr lange Periode des Schielens[7]), bis die beiden Augen die normale Stellung erhalten haben[8]). Erst jetzt kann das Kind so sehen, wie gewöhnlich der Erwachsene tut. Aber noch haftet der Blick nicht fest auf den Dingen; er war ja zuvor

seiner eigenen Bewegungen nicht mächtig. Anscheinend ziel- und steuerlos kugelten die Augen in ihrem Halter umher. Nun aber beginnen einzelne äussere Wesen Eindruck zu machen. Zunächst sind es wohl Persönlichkeiten, die die kindliche Seele fesseln[9]. Von Seele zu Seele springt aus dem leuchtenden Auge der elterlichen Liebe der weckende Strahl. Ehe zehn Tage um sind, werden auch glänzende auffallende Gegenstände sehend verfolgt, so etwa der „Schnuller", sei es wegen der intensiv schwarzen Farbe des Gummis oder, was mir wahrscheinlicher, wegen des hellen Elfenbeingriffs. Der nur blassrötliche Finger des Vaters, der vor dem Auge in gleicher Entfernung hin- und hergeführt wird, erregt noch keine Aufmerksamkeit[10]. Am zwölften Tage wird aber auch der Finger der Ehre gewürdigt, betrachtet zu werden[11], und von da ab schreitet die Orientierung des Gesichts langsam aber unaufhaltsam vorwärts. Das weniger Intensivere wird ebenso beachtet, wie das höchst Intensive, und doch bleibt das Verhältnis wie zu Anfang der Laufbahn: Das Intensive wird immer bevorzugt. Von allen ruhenden Geräten des Kinderzimmers ist es die schimmernde Lampe, die studiert wird, oft mit den ernstesten Mienen; viel später ist es etwa der rotwangige Apfel, den der Knabe dem übrigen Obst vorzieht, oder aber die verbrannte Dampfnudel erweckt besondere Erwartungen auf Genuss, weil sie stärker glänzt in aller Schwärze als die sanftangeröstete bräunliche Schwester[12].

Unvergleichlich zäher ist die Seele in der Auffassung des Hörbaren. Daran trägt vor allem ein äusserlicher Umstand schuld. Das Ohr ist zunächst teils verstopft teils noch nicht straff genug, um Luftwellen zum Gehirn fortpflanzen zu können. Der Säugling ist daher für recht erheblichen Lärm unempfänglich, und die zarte Sorgfalt der Mutter, das liebe Kind nicht durch heftiges Auftreten zu erwecken, überflüssig. Indes bleibt das nur kurze Zeit so, und das Kind schrickt bei Gepolter wohl zusammen. Sorgfältige Beobachter der Äusserungen des Lebens behaupten, dass vor dem zweiten Monate eine feinere Unterscheidung bestimmter Laute nicht stattfindet. Wieder zieht die Stimme derjenigen Person, die sich zumeist mit dem Kleinen abgibt, seine erste Aufmerksamkeit auf sich. Wieder trägt das Klare, das Helle den Sieg über das weniger Klare und Helle davon; denn die gesungenen

Töne, die eher zur Geltung kommen als die gesprochenen Geräuschlaute[13]), dürfen doch wohl mit den leuchtenden Lichtern und Farben verglichen werden. Erst später ergötzt sich das Kind an dem Lärm der von ihm zu Boden geschleuderten Spielsachen oder dem Rasseln der hin- und hergeführten „Klapper". Das feine Ticken der an sein Ohr gehaltenen Taschenuhr erregt, wie man sagt, schon um das Ende des dritten Lebensmonats Aufmerksamkeit[14]), aktiv aufgesucht aber wird die Uhr vielleicht erst ein Jahr danach.

Inzwischen macht auch der Geruchsinn seine Fortschritte. Hatte die Mutter in den ersten Wochen Grund, sich über die Gleichgiltigkeit des kleinen Erdenbürgers gegenüber recht starken hässlichen wie lustvollen Gerüchen im stillen zu verwundern, so wird das allmählich anders. Dinge, die auch für den Erwachsenen unangenehm riechen, machen das Kind unruhig. Das Menu der kindlichen Tafel nimmt zu und das setzt eine Entfaltung des Geruchsinns voraus, der ursprünglich einseitig auf das süsslich Duftende eingestellt zu sein scheint. Aber trotz dem grösseren Reichtum seiner Leistungen bleibt er noch lange ein Stiefkind. Das Anstreben von Geruchsquellen, das tastende Schnobbern und das behagliche Einsaugen von Düften scheint dem Kinde fremd zu bleiben. Und wenn im vierten oder fünften Lebensjahr Knabe und Mädchen Küchengänger und Topfgucker werden, wissen sie die mancherlei Geruchsunterschiede nur durch „Fein" oder „Nichtfein" wiederzugeben, während doch Farben und Töne mit einiger Deutlichkeit bezeichnet werden.

Gerade die Sinne also, auf denen der Vorzug der höheren Tiere vor dem Menschen beruht, der Gehörs- und Geruchssinn, sind in unserer ursprünglichen Organisation bei der normalen Entwicklungstendenz zu kurz gekommen.

Indes an der geistigen Gesamtentwicklung vermag diese zeitweilige Rückständigkeit nichts wesentliches zu ändern. Ziehen wir nach Ablauf der ersten sechs Monate einen Querschnitt durch das geistige Leben, so finden wir in der Seele nicht nur Wahrnehmungsbilder von einer Reihe äusserer Gegenstände, wie sie durch die Kinderstube und durch die Spazierfahrten in Stadt oder Dorf geliefert werden, sondern auch Erinnerungsbilder von wahrgenommenen Dingen vor. Nicht sehr fest und beständig zwar sind diese! Das Kind

erkennt seine Spielsachen nach kurzer Zeit wieder, aber es vergisst sie ehen so schnell. Es weint entschwnndenen Sachen nicht so leicht eine Träne nach. Nur die Persönlichkeiten seiner Umgehung, die Mutter oder die Wärterin oder anch der Vater, werden mit sichtlicher Frende begrüsst nnd oft nnter Schmerzen scheiden gesehen. Allmählich aber wird das Gedächtnis fester nnd umfassender. Der Kreis der ihm vertrauten Persönlichkeiten erweitert sich in einem Jahre zu etwa fünf oder sechs, uud anch die Behältnisse von Speisen oder Spielgegenstände gewinnen persönliches Interesse. Das Kind sucht sie mit dem Blicke, greift lehhaft danach oder wendet das Köpfchen rasch nach ihnen hin[15]).

Ein Hauptanteil an diesem Fortschritt kommt den *Körperbewegnngen* zu. So ziemlich das erste, was ein gesundes Menschenkind ausführt, sind körperliche Evolutionen. Als fürchte es ins Leere zn fallen, so streckt es nach der Geburt die Ärmchen ans. In der Folge treten jedoch zweckmässige Greifbewegungen der Lippen nnd zweckvoll koordinierte Trinkhewegungen des gesamten Mundes, endlich entsprechende Greifhewegungen der Arme und Hände in den Vordergrund. So zeigt sich auch hier der leibliche Organismus auf die Lebenserhaltung eingerichtet. Natürlich darf man nicht glanhen, dass das Würmchen mit Absicht tätig ist; ja, wir wissen nicht einmal ohne weiteres, oh die Seele überhaupt an solchen Übnngen ein Verdienst hat. Es könnten ja anch bloss mechanische Anslösungen auf einen Reiz hin — sog. Reflexhewegungen — oder blosse organische Aktionen, wie etwa die von Pflanzen sein. Einiges deutet aher doch anf eine psychische Mitursache. Die Greifnnd Saugbewegungen erfolgen auch, *ohne* dass eine Reiznng vorausgeht, können dann also keine Reflexe sein, und sie hängen andererseits derart mit Hungerempfindungen nnd Hungergefühlen zusammen, dass man annehmen muss, das Gehirn und die Seele vermittele zwischen den Hungerreizen und dem Bewegungs-*Ausdrncke*. Es ist keine Frage, dass das Kind durch solches Schnappen nnd Snchen seinen Körper immer hesser heherrschen lernt. Daher ist es auch kein Wunder, dass die anfänglich vorherrschenden Reflexe des Schmatzens, Niesens, Gähnens, Schluckens, Blinzelns mit der Zeit verschwinden nnd geordnetere Bewegungen ihre Stelle ausfüllen. Hat sich der Geist in die Welt hineingesehen, -gehört und -ge-

schmeckt, so tastet er sich dann, den Körper hin- und herrückend oder emporrichtend, in sie. Nicht mehr nur liegend, sondern auch sitzend oder mit den Beinchen und Füsschen rutschend oder mit den Fingerspitzen und den Lippen oder der Zunge oder dem Gaumen befühlend nimmt die Seele Eindrücke auf und verarbeitet sie mit den Eindrücken vom Auge, Ohr oder von der Schmeckzunge her. Schon im fünften Monat hat man so etwas wie eine Bewegung der Händchen unter Leitung des Auges beobachtet. Der feine Anstand kann es den Kindern niemals verwehren, alles, was sie sehen, an die Lippen zu nehmen und gleichsam zu kosten. Bald weiss das Kind, was hart und weich, was fest und flüssig ist. Es zerreisst, es zerstört, es wirft zu Boden. Es spielt mit seinem Füsschen und steckt es in den Mund, es leckt die Händchen, es greift an seinen Kopf, es zerrt die Haare. Und es versucht endlich zu gehen. Dem nicht ständig mit ihm Beschäftigten kommt der Steh-Drang des bis dahin anscheinend so passiven Dingelchens schier unbegreiflich vor, und doch ist das wichtige Ereignis, wie wir sehen, von langer Hand vorbereitet. Erst nachdem das Kind seinen Körper durch leichte Manöver in die Gewalt bekommen hat, geht es, auch jetzt wieder schubweise, zum entscheidenden Schlag gegen die träge Materie des Leibes über: Es steht! Nicht ohne fremden Beistand, aber doch aus eigner Kraft. Wenn es dann laufen kann, durcheilt es geschäftig die Nähe, nach Jahren die Ferne; Kinder mit $2^1/_2$ Jahren machen schon Spaziergänge von $^3/_4$ Stunden. Man steigt, man klettert, schlägt Purzelbäume und endlich sehnt man sich nach Flügeln und findet wie einst Alexander der Grosse die Welt zu klein.

Von einem etwa ein Jahr alten Knaben wird glaubwürdig berichtet, dass er beim ersten Versuche festzustehen, strauchelte, aber mit energischem Auftreten des Fusses das statische Gleichgewicht erzwang. Das setzt Willen voraus und Absicht. Die Absicht geht zwar nicht sehr in die Weite, sie bezieht sich auf die gegenwärtige Tätigkeit des Stehens, indes der Wunsch dazu geht doch zeitlich vorher und der Erfolg ist kausal von der Willensregung abhängig.

Wie steht es, so fragen wir da, mit dem Willen im Kinde? Die Lösung der Frage ist nicht sehr leicht; doch wollen wir versuchen die Stufenfolge der Vorgänge kurz zu beschreiben, die zur Ausbildung des Wollens beitragen. An

der Pforte des seelischen Lebens stehen nicht Gesichtswahrnehmungen oder Denkakte, sondern wahrscheinlich Affekte. Das Kind begrüsst mit lautem Geschrei oder leisem Gewimmer das Licht des Tages. Der Pessimismus des Altertums und die Sentimentalität der Aufklärungszeit haben darin ein Zeichen für die Schlechtigkeit der Welt oder für die Armseligkeit des menschlichen Lebens erblickt. Wir haben eine nüchternere Erklärung dafür: Durch die Geburt erfährt das Kind einen starken Temperaturwechsel — daher auch das Niesen der ersten Lebenstage —, ferner den Eindruck der Bodenlosigkeit der Welt — daher die Armbewegungen —, kurz einen totalen Umschwung seiner Lage. Es wäre ein Wunder, wenn das ohne jede Gefühlswirkung bliebe, und natürlich wirkt das Neue, Ungewohnte unlusterregend. Das Klagegeschrei als blossen Reflex ohne Dazwischentreten des Gefühls auszugeben, verbietet schon die grosse Ähnlichkeit mit dem sich bald daran anschliessenden Hungergeschrei. Und eben diese Analogie spricht auch dafür, dass wir es mit einem Unlust- und nicht etwa mit einem vermeintlichen indifferenten Gefühle zu tun haben. Das Hungergeschrei wird sodann zum Schmerzgeschrei, welches sich bei besonders grellem Leide in die höchsten gurgelnden Töne hineinsteigert, bis die Stimme überschlägt. Aber auch das Lustgefühl der Hungerstillung erhebt nicht lange danach seine Stimme; aus dem Schmatzen und Grunzen entfaltet sich das lustige Krähen und Jauchzen. Insofern sich das Unlustgefühl mit der Hungerempfindung verbindet und zur Erinnerung an die frühere Lust der Hungerstillung übergeht, erhält das Gefühl eine gegenständliche Tendenz und wird aus der passiven Reaktion ein aktiver Trieb. Noch tappt das Streben ohne bestimmten Zielpunkt einfach ins Dunkle, man möchte sagen, blindlings vertrauend, dass dem Organismus zufällig die Nahrung in den Mund fliege, wie im Schlaraffenland. Inzwischen aber haben das Auge und das Getaste den Geist mit mehr oder minder klaren Bildern von einzelnen Dingen erfüllt, und da diese Bilder je nach dem Inhalte lust- oder unlustvoll oder gleichgiltig sind, so entwickelt sich auch da bei starker Lust das Hinstreben, bei ungewöhnlicher Unlust das Zurückscheuen. Es sind vor allem Speisen, welche dem Kinde als Bilder erscheinen, ihm Gedächtnisspuren einprägen und es mit Lust

beseelen. Wie natürlich, dass es auch da greift ganz wie bei der Milch seiner ersten Tage. Die Macht der Gewohnheit zwingt es dann, sich überhaupt nach allem angenehm Wirkenden hinzubewegen. So griff ein Kindchen, das noch nicht sprechen konnte, als es vom dritten Stockwerk aus im gegenüberliegenden Hanse etwa 15 m entfernt, einen glänzenden Gegenstand sah, leidenschaftlich danach; fast wäre es aus dem Fenster gestürzt. Selbstverständlich bleiben solche Wünsche tausendfach unerfüllt, und der Geist lernt sich bescheiden. Neben dem Greifmechanismns entsteht sehr bald auch der Mechanismns des Znrückfahrens. Wenn das Neugeborene vor dem grellen Lichtschein die Wimpern zuckt und die Angen schliesst, so haben wir diesen Vorgang im kleinen. Wird ihm die Haut mit eiskaltem Wasser übergossen, so gerät das ganze niedliche Geschöpfchen ins Strampeln und Abwehren. So koordiniert sich dem hohen Schmerze die Kette der Abwehrbewegungen. Die Tränen bleiben nicht aus. Das Dnnkle, das Schwarze ist, wie die Mütter längst gesehen haben, an und für sich nnangenehm, das Kind weint. Ebenso wirkt das Ungewohnte schlechthin unlnstig. Daher wird auch Syrup nnd Honig in den allerersten Augenblicken verschmäht[16]. Erst im dritten Lebensjahre mag sich das Blatt wenden. Jetzt wird umgekehrt das Ungewohnte lustvoll. Daher weniger die nns allen geläufigen Naturgegenstände als die selteneren Kunstgegenstände — wie Puppen, Strassenbahnen, Dampfwalzen, Maschinen — beachtet und begehrt werden. Da die Anwesenheit der Amme oder Mutter in der Regel lnstvoll ist, wird das Fehlen dieser Umgebung peinlich empfnnden. Das Kind will nicht mehr allein sein, sobald das Gedächtnis einigermassen fest geworden ist, also etwa um das Ende des ersten Jahres.

Die volle Ausbildung des Wollens, d. h. das absichtgeleitete Hinstreben zn einem Gegenstande ist aber von dem Erwachen des Verstandes abhängig. Das affektvolle Hinstreben der kleinen Leidenschaft nach liebgewordenen Persönlichkeiten und speiseähnlichen Sachen und das affektvolle Wegstreben von schmerzverursachenden Dingen ist ja noch nicht Wille. Wie entsteht aber der Verstand, der in den ersten Lebenswochen sicher noch nicht da ist, am Ende des ersten Jahres jedoch sich schon wirksam zeigt? Diese

Frage ist die schwierigste der Kinderseelenkunde. Vielleicht trifft folgende Erklärung das richtige: Im Gefühle der Lust oder Unlust werden die Dinge in gewisser Richtung wirksam. Dadurch erhalten sie eine verschiedene Bedeutung. Die Aufmerksamkeit des Kindes steht in der ersten Zeit durchaus unter dem Zeichen des Gefühls, und erfahrene Mütter gebrauchen deshalb, um einen Schmerzausbruch der Kleinen zu unterdrücken, den Kunstgriff, ihnen süsse Speisen oder lusterweckende Spielsachen nahe zu bringen, also seine Aufmerksamkeit abzulenken. Es ist wohl kein Zweifel möglich, dass sich so im Geiste Verknüpfungen zwischen den Vorstellungen von Dingen und der Erinnerung an ihre Gefühlswirkungen bilden. Sobald dies aber geschehen ist, ist ein Vorspiel von Verständnis der Dinge da! Der leitende Gesichtspunkt ist zwar sehr einseitig — nämlich der der Lust an Speisen oder der Schmerzstillung —, aber ein fester Ausgangspunkt der Unterscheidung ist doch gewonnen. Das Gefühl hat indes nicht nur diese äussere Seite! Das Gefühl wurzelt zugleich mehr als anderes im Ich. Der Neuling in der Welt hat wohl noch kein Bewusstsein seiner selbst. Die Weckung des Gefühls ist ein erster und heftiger Angriff auf dieses gleichsam schlummernde Ich! Indem so der Geist in die inneren Bilder der Dinge Gefühl legt, misst er sie gleichsam an der Wirkung, die sie auf sein Ich ausüben, und damit ist sicher ein erstes Verständnis der Dinge erzielt. Dies bleibt auch noch später so. Es ist mit Recht oft betont worden, dass noch Kinder von 3—9 Jahren leblose Sachen zu Personen erheben, sich mit ihnen unterhalten und sie wie lebende, denkende, fühlende Wesen behandeln. Solche Personifikation ist im Grunde nichts anderes als ein Hineintragen eigener Gefühle in fremde Dinge. Je mehr äussere Dinge aber auf die Seele des Kindes einwirken, desto klarer wird das eigene Bewusstsein. Und da ist es nun wiederum der Einfluss anderer Persönlichkeiten, der den Haupthebel des Fortschrittes abgibt. Was versteht das Kind zuerst? Man darf wohl behaupten: Fremde Willensäusserungen. Die allerersten Tätigkeiten des Kindes sind spontan, später werden sie suggestiv durch die Erwachsenen erregt, schliesslich imponiert der Ältere dem Kinde durch den energischen Befehl! Das „St!“ oder „Scht“ oder „Bscht“ wirkt anfänglich einlullend wie monotones

Wellengeräusch, später aber durch seine Energie auf die Aufmerksamkeit vermittelst des Gefühls. Die Autorität ist so der Urquell des kindlichen Verständnisses. Erst nach dem Befehl wird die Frage verstanden! Vielleicht werden gar die ersten Fragen als Befehl empfunden. Was aher ist es, wozu das Kind durch „Befehl“ veranlasst wird? Jedesmal eine Tätigkeit. Tätigkeiten anch sind es, die Lust oder Unlust erregen. Und sohald das Streben erwacht, sind daher Bewegungen, Tätigkeiten dasjenige, was die Aufmerksamkeit fesselt. Nicht die ruhenden, sondern die sich bewegenden Objekte machen zuerst Eindruck. Wenn das liegende Kind dem durch sein Zimmer gehenden Erwachsenen mit dem Blicke folgt, glauht man fast etwas wie Neid in seinen Mienen zu lesen. Kurz: es entfaltet sich der sog. „Nachahmungstrieh“. Das $^{3}/_{4}$jährige Kind ahmt wie üherhaupt die Kinder besser nach als der Erwachsene! Das Grunzen der Schweine, das Wauwau des Hundes, die noch unverstandene Kusshewegung, das Händefalten, das „Bitte-Bitte“-Machen, das „Patsch-Patsch“, vor allem die gewöhnlichen Bewegungen der Erwachsenen, deren sein eigener körperlicher Organismus fähig ist, werden, jedes zu seiner Zeit, nachgemacht[17]). Damit lernt aher das Kind auch sich als Quelle von Tätigkeiten kennen nnd diese eigene angestrebte Tätigkeit ist immer lustvoll. Nun fühlt sich das Kind nicht nur mehr in die Welt, sondern es bewegt sich als Ursache von Tätigkeit hinein.

Die merkwürdigste Tätigkeit des Erwachsenen ist seine Sprache![18]) Die Kindessprache gestaltet sich erst, nachdem eine hestimmte Macht üher die Laute und ein gewisses Verständnis der gehörten Worte vorhanden ist! Der Blick des Kindes hängt oft am Munde der Mutter oder der Wärterin. Auch da lässt sich jenes neidähnliche Interesse hemerken! Mit den Gesichtshildern solcher Bewegungen verknüpfen sich die Eindrücke der gleichzeitig gehörten Laute und die Gefühlshedeutungen derselben. Kommt gar der Nachahmnngstrieb hinzu, so ist die Sprache des Kindes im Keime da. Aher noch ist, auch wenn die Zähne kommen, die Sprachmuskulatur nicht aller der Laute Herr, die der Erwachsene mühelos künstlich erzeugt! Einem Kinde, das laufen lernt, ruft man wohl hefehlend zu „Langsam!“ oder „Obacht“; es ahmt diese nnverstandenen Laute nach mit „Magah“ oder

„Abbad“! Statt „Ja“ hört man etwa „La“, statt „runde Kuchen“ noch bei höherem Alter „lunde Kuchen“, statt „Lehrer“ „Lejejer“. Es ist daher sehr einsichtig, dass Mutter oder Amme dem Nachahmungstriebe des Kindes entgegenkommen und diejenigen Laute zur Bezeichnung von Dingen verwenden, welche das Kind beherrscht. Es sind dies die Laute des Schmerzes und der Lust. Jede Mutter weiss, dass das Kind etwa nach dem 288. Tage Laute wie „erräñ“ und „eeru“ ausstösst, dass das Kind, allein gelassen oder nicht beobachtet, unabsichtliche Lautübungen veranstaltet, aus purer Lust am Krähen und Gurgeln (Echolalie). Zuweilen sind die Triller, an denen sich das Kind stundenlang berauschen kann, sogar zufällige musikalische Folgen der Akkordtöne. Mit zunehmendem Alter nimmt die Lallfreude zu, um dann wieder zurückzutreten. Aber die Zunge ist trotzdem in dieser Periode geschmeidig und gelenk geworden, vor allem für die Konsonanten b, m und d, auch w, also die Lippen- und Zungenlaute. Noch lange fehlen Konsonanten wie „k“ „z“, Vokale wie „o“ „u“. Das allererste Geschrei des Kindes ist ein „Wä“ oder „Uä“. Die gegebenen Vokale sind demnach „a“ und „e“. Ausserdem ist aber in die unwillkürlichen und nicht etwa schon durch Nachahmungen verursachten Lautbewegungen durch den Gefühlsgegensatz eine deutliche Differenzierung gekommen: „Mamm“ scheint vorzugsweise als Schmerz- und sonach Hilferuf, „Papa“ als Freudenäusserung zu dienen. Auf den Hilferuf kommt die Mutter; wer verdenkt ihr's, dass sie das als ihren Namen auffasst und sich dem Kind als „Mama“ bezeichnet, und was liegt dann näher, als das „Papa“ dem Vater zu geben. Er bringt zudem später die guten Sachen, die, wenn die gewöhnliche Nahrung als das tägliche Brot verachtet wird, als das Seltenere wertvoller sind[19]).

Für diese Auffassung der Sache spricht folgender Fall: Ein Kind, das den grössten Teil des Tages von einer Amme Namens „Anna“ erzogen wurde, pflegte vom 14. bis 18. Monate nicht wie andere „Mama“ für alle Nüancen von Schmerz zu gebrauchen, sondern „Anna“, und zwar auch dann, wenn die Amme nicht um es war. Das „Anna“ trug in solchen Lagen den lebhaften Akzent des Befehls an die verschiedenen Erwachsenen; wir Erwachsene würden sicher ein „Komm!“ dahinter setzen. Einmal sagte es der Mutter öfter: „Ein!“,

d. h. „Nimm mich in die Höhe!“ Als die Mutter nicht hörte, rief es kläglich: „Anna, Anna!“ und streckte die Ärmchen nach der Mutter hin in die Höhe. Vielfach war der Ruf dann auch mit einer Laufbewegung nach dem Erwachsenen hin verbunden[20]. Es ist klar, dass für jenes Kind das Wort „Mama“ mehr die Bedeutung des Eigennamens einer dritten Person hatte. Mit Recht ist auch zur Beurteilung der ersten Sprachworte des Kindes darauf hingewiesen worden, dass es anfänglich die Lautfolgen „Papa“ und „Mama“ auch für essbare Dinge und für Örtlichkeiten, an denen sich dass Essbare befindet, zu verwenden liebt[21].

Ferner hat man längst gefunden, dass die sogenannte „Kindersprache“ stets eine unverkennbare Verwandtschaft mit der jeweiligen Volkssprache der regelmässigen erwachsenen Umgebung des Kindes besitzt. So sprach ein süddeutsches in Süddeutschland aufwachsendes Kind zuerst „jut“ statt „gut“ u. ä., offenbar, weil es gerade in der Zeit der ersten Sprachbildung ein aus Cöln stammendes Kindermädchen hatte; nachdem diese abgegangen, verlor sich das allmählich und trat der Ortsdialekt dauernd an die Stelle. Ein in Norddeutschland lebendes Kind hatte für „Essen“ den Ausdruck „Am“, das in Frankreich in der Kindersprache die gleiche Rolle spielt; seine Amme war eine Elsässerin und hatte das Wort nach eigener Mitteilung in ihrer Heimat oft bei Kindern gehört.

Die Entstehung der Sprache in der Seele des Kindes ist demnach ein sehr verwickelter Hergang, an dem Kind wie Erwachsene ihren Anteil haben. Das Kind liefert bei den ersten Worten das Lautmaterial, der Erwachsene macht dem Kinde die Verbindung von bewegten oder ruhenden Gesichtsbildern und Sprechbewegungen vor[22]; infolgedessen hört das Kind die genau bestimmten Laute zugleich, indem es bestimmte Dinge sieht und ahmt es deshalb wieder die nämlichen Laute nach, so oft es der nämlichen Dinge ansichtig wird. Da aber das gesehene Einzelding bei dem engen Erfahrungskreis des Kindes sehr häufig mit andern zusammengesehen wird, überträgt sich der Name sehr leicht auch auf diese. Wenn mit der Zeit sich die Bedeutung des Namens auf eine engere Sphäre einengt, so ist das vorzugsweise der fortschreitenden Unterscheidungsfähigkeit des Kindes zuzu-

schreiben; aber es kann nicht geleugnet werden, dass der Sprachgebrauch der Erwachsenen dabei die Wirkung einer Kontrolle ausübt.

Aus dem Gesagten erklärt sich nun vielleicht die Erscheinung, dass trotzdem „Papa“ und „Mama“ bei den verschiedensten Völkern im gleichen Sinne vorkommen und dass, wie behaupet wurde, manche Völker die Worte auch im umgekehrten Sinne verwenden. Die Deutung der Gefühlslaute „Papa“ und „Mama“ seitens der Erwachsenen auf sich selbst ist zu naheliegend, und bei manchen Völkern soll nicht die Mutter, sondern der Vater das Kindermädchen machen.

Die Worte „Papa“ und „Mama“ haben aber noch eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit. Sie bestehen aus Verdoppelungen. Das liegt im psychischen Organismus des Menschen, vor allem des Kindes. Einmal Erlebtes klingt gerne nach, so Bilder im Auge, so Eindrücke im Gehör. Das Kind sagt zuerst nicht gerade bloss das zweisilbige „Mama“, sondern sprudelt meist ein „Mama mama“ hervor. Heisst die Wärterin etwa „Anna“, was das Kind ebenfalls gut aussprechen kann, so wird sich das Kind selbst bei gelinder Aufregung überstürzen und „Anna nana“ sprechen. Ähnlich statt Grosspapa zuerst Opapapa[23]). Erst die Sparsamkeit des Gedächtnisses schränkt den Silbenüberfluss auf die einfache Wiederholung ein. Daher wird die Zweisilbigkeit regelmässig: So in „Papa“, „Mama“, „Wawa“ (sowohl für „Wasser“ als auch für den „Wauwau“), „Pipi“ (für das Fliegende), „Hoho“ (= „Allall“ oder „es ist nichts mehr da“). Auch „Hoto“ (für „Pferd“) und „Ada“ (für „Adieu“ oder auch „Fort- gegangen“) dürfen als Verdoppelungsworte angesehen werden. Die Ähnlichkeit der ebenfalls reduplizierenden Negersprache mit dieser wirklich kindlichen Eigenschaft der Kindersprache ist unleugbar, und man darf hierin ein Zeichen für die Rückständigkeit, aber auch für die Ursprünglichkeit jener Sprachen erblicken.

Ahmt das Kind später die Worte der Älteren nicht mehr nur instinktiv, sondern mit dem Willen, es ihnen gleichzutun, nach, so wird sich nicht selten ein Widerspruch zwischen Absicht und Können einstellen. Das führt im Bunde mit der Ökonomie des Gedächtnisses und manchmal wohl auch mit einer gewissen Sprechträgheit und einem unzulänglichen Anhören des Vorgesagten dazu, dass das noch nicht Auszu-

sprechende durch das Aussprechbare ersetzt wird. Die unglaublichsten Wortverstümmelungen sind die Folge. Das gehörte „Irene“ wird zu „Ene“, „Iene“, „Nene“. Aus „Kirsche“ wird „Titten“, aus „Papagei“ „Papabei“, ja aus „Gunter“ „Hadda“ [24]) aus „Kätchen“ „Iche“ [25]). Aus ähnlichem Grunde erklären sich leicht einige Sonderbarkeiten in dem Fortschritt der Lauterzeugung. Ein Kind sang längst: „La, la, la, la, la, la“ und gab den Namen „Adele“ doch mit „Adädä“ wieder, als ob ihm „l“ fremd sei. Es sprach längst „j“ aus und reproduzierte trotzdem gehörtes „Ja“ mit „La“. Es vermochte „i“ zu sprechen, modelte aber „Bitte, bitte!“ zu „Bäde, Bäde“ um. Hier wirken offenbar ältere, fest gewordene Lautverbindungen nach. Im 4. Jahre verkürzten Kinder aus Absicht, mit dem Worte spielend, unbequemere Wörter, so „Lokomotiv“ in „Tief“, „Schmetterling“ in „Ling“. Dann erleiden aber auch Sätze das gleiche Schicksal. So soll etwa „Hast?“ bedeuten: „Hast du gegessen?“ oder „Hast du geschlagen?“ Nur der Zusammenhang kann die Lösung des Rätsels geben. Dass aber die Kinder sich Mühe geben, die Worte der Erwachsenen richtig aufzufassen, beweisen die in den Anfängen der kindlichen Sprachbildung häufig vorkommenden Doppelformen. „Arbeiten“ drückte ein Kind von $17\frac{1}{2}$ Monaten sowohl durch „Abeidn“ als auch durch „Ebeidn“, „fertig“ zuerst durch „Wedn“, dann durch „Wedid“, „Erdbeere“ zuerst durch „Äben“, dann durch „Äbenn“, „Äbn“, „Ebeidn“ (Erinnerung an „Arbeiten“), „Äwedn“, endlich „Äbedn“ aus.

Eine interessante Erscheinung, die in der Sprache der Erwachsenen ihre Analogie hat, ist die der Bildung von Wortreihen. Verschiedene Wörter erhalten die gleiche Endung. So hatte ein Kind von 16 Monaten „haich“ (fast = „haisch“) für „heiss“ (der Ofen) und am selben Tage „Baich“ für „Ball“ (Spielball) angenommen. 23 Tage später hat es statt „Pipichen“ (für Hühner und Vögel) „Babaich“ im Gebrauch, in der Folge heisst es „Onkaich“ für „Onkel“, „Ampaich“ für „Ampel“. An Stelle dieses „Aich“ tritt dann etwa einen Monat später „ich“ in „Windich“ (= „windig“ in fränkischer Aussprache), „Mindich“ (= Mieze, Katze), „Onkich“ (= „Onka“, Onkel).

Ein zweites Kind von $17\frac{1}{2}$ Monaten hatte für ihren Bruder den Namen „Hadda“. Als ihr ein Hund „Wodan“ bekannt wurde, hiess er statt „Wodda“ alsbald „Wadda“, für

sich selbst bildete es eine Zeitlang das ihm nicht mitgeteilte Wort „Madda“. Da diese Kinder solche Endungen nur an Bezeichnungen für selbständige Dinge anfügen, kann vermutet werden, dass es schon Dingwörter und Tätigkeitswörter zu unterscheiden begann.

Auf die gleiche Annahme führt dann auch das Eintreten der frühesten Satzbildung. Wenn ein Kind von $17^1/_2$ Monaten vor einem Besuch mit dem rechten Zeigefinger zuerst auf den Vater deutet und „Papa“ sagt, sodann, ebenso die Deutbewegung und das Wort „Mama“ verbindend, sich zur Mutter wendet, so ist es wohl nicht allzukühn, das in die Sprache der Erwachsenen zu übersetzen mit: „Dies ist der Papa“ und „Dies ist die Mama“, zumal wenn das Kind am gleichen Tage den Vater zu seinem Seidenpudel mit dem Rufe: „Wawa“ gelockt und der Mutter befohlen hatte: „Mama, Aam abn“ (= „Mutter, ich will Essen haben“). Auch „Fall“ = „Ich bin gefallen“ und „Papa ada“ sind solche einfache Sätzchen. Satzbildung aber setzt eine gewisse Unterscheidung von Gegenstand und Prädikat voraus. Nach dem früher Gesagten ist es nicht unwahrscheinlich, dass die Tätigkeitswörter zuerst in der Form der Willensbezeichnungen unterschieden werden. Das eben angeführte Sätzchen: „Aam abn“ war einer der ersten gesprochenen Sätze eines Kindes. Das Zeitwort „Haben“ ist gewiss im Sinne von „Haben wollen“ der Ur-Ausdruck für das Wollen.

Auch hier schreitet, sobald die Elemente einmal gegeben sind, die Entwicklung rasch von selbst weiter. Im 20. Monat gibt es bei manchen schon grössere Berichte von 5 Sätzchen.

Unterdessen hat sich aber auch der Wortvorrat beträchtlich vermehrt. Während das Kind im 12. Monat kaum über mehr als 5—6 Worte verfügt, kann es, wie man berechnete, im 19. Monat etwa 115, am Ende des 24. Monats schon etwa 751 besitzen. Die Zeitwörter stehen voran, dann kommen die Hauptwörter; die Interjektionen sind gering an Zahl, werden aber häufiger gebraucht. Eigenschaftswörter sind sehr selten, augenscheinlich, da der junge Geist die Gegenstände mit ihren Eigenschaften erfasst, nicht aber dazu vorgeschritten ist, die Gesamt-Eindrücke zu analysieren. Noch viel weniger gelangt das Kind dazu, die verschiedenen Dinge in eine geistige Ordnung zu bringen; daher fehlen die Konjunktionen fast gänzlich[26]).

Im dritten Jahre hat sich ein Gefühl für den normalen Klang der Muttersprache festgesetzt und Fremdwörter oder absonderliche Bildungen werden als solche unmittelbar erkannt [27]). Es gibt eine Periode, in der die sprachlichen Neuheiten als solche Heiterkeit erregen, so etwa die Wörter „Brillenschlange", „April", eine andre, in der etymologisiert wird — dies ungefähr vom 4.—9. Lebensjahr. Die Kinder geben sich dann als geborene Wortklauber und Philologen, und es ist nur ein berechtigter Anschluss an die natürliche Entwicklung, wenn man im Unterricht vorerst den Wortunterricht vorherrschen lässt.

Letzteres hat aber noch einen andern praktischen Nutzen: Die Wortgleichheit bei verschiedener Bedeutung macht dem jugendlichen Verstande viel zu schaffen und führt zu tausenderlei, oft drolligen Missverständnissen. Die Erwachsenen lachen und die darin liegende Kritik macht das Kind nachdenklich. Hier kann und muss die Worterklärung der Schule helfend eingreifen [28]).

Wann aber beginnt beim Kinde die Vernunft? Hier hat es noch bei der alten Anschauung sein Bewenden: Sie kommt und sie ist da! Die kleinen Listen des 14 Monate alten Kindes, um aus dem Bettchen genommen zu werden, sind erste Anzeichen für sie. Nach kurzer Zeit werden Ähnlichkeiten entdeckt! Hier muss man sich aber wohl hüten, die Verwendung des gleichen Wortes aus Wortnot und die Wortgleichheit auf Grund der geistig entdeckten Ähnlichkeit zu verwechseln. Das französische Kind sagt „Am" für alles Essbare und für verschiedenes a n d e r e; da ist das Wort indifferenter Gefühlsausdruck für tausenderlei. Wenn aber das Kind von $1^1/_2$ Jahren, das gewohnt ist, für Katze „M i n d i g" zu sprechen, auch beim Anblick des gezeichneten Löwen oder beim Schreien des eben geborenen Brüderchens „Mindig" sagt, so muss mehr vorhanden sein. Ebenso steht es mit „Papeich" — statt „Pipi" für alle Vögel, mit „Bume" für Blumen und grüne Blätter. Das ganze zweite Jahr vergeht mit dem ungewollten Aufsuchen von Ähnlichkeiten, wobei die Assoziation der Vorstellungen eine ausserordentlich gute Hilfe gewährt [29]).

Im dritten Jahre kommen erste Begriffsbildungen von F i g u r e n und F a r b e n, dann massenhaft Benennungen wie: „Dies ist ein Vogel" auf. Diese Zeit ist durch die stereotype

Frage: „Was ist das?" gekennzeichnet. Das Kind will aber damit nicht etwa dem Wesen der Dinge auf den Grund gehen, sondern nur die konventionelle Bezeichnung für das ihm Auffallende erfahren [30]). Unmittelbar daran schliesst das für die Eltern halb belustigende, halb qualvolle „Warum-Zeitalter". Das Kind denkt viel, merkt Widersprüche in den Reden der Erwachsenen und macht Witze. Ein $3^1/_4$jähriger Junge belegt der Reihe nach die Eltern und Hausmädchen mit Kosenamen: „Honig-Papa, Honig-Mama, Honig-Rosa". Das nicht viel ältere Schwesterchen fragt beleidigt: „Nun, und die Irene?" Er darauf: „Gelée-Irene". Zwei Monate danach fragt er seinen Vater, der ausgehen will: „Wann kommst du wieder nach Hause?" Vater: „Um ein Uhr". „Wann ist das?" „Wenn bald gegessen wird". „Warum kommst du wieder nach Hause?" „Weil ich essen muss". Er: „Also bleibe da!" Vor einem Wasserhaus stehend fragt er nach dem Namen dieses Hauses. Auf die Antwort: „Wasserhaus" forscht er weiter: „Schläft da das Wasser drin?"

Mit $5^1/_2$ Jahren meint er, Katzen könnten keine Buchstaben lesen, weil man ihr Schreien nicht verstehe. Sie schreien immer nur Miau, miau [31]). Er hat früher gehört, dass Wasser das Feuer löscht; nun erfährt er, dass die Wolken Wasser sind und als Regen auf die Erde fallen. Sofort setzt er die Mutter in Verlegenheit mit dem Einwurfe: „Warum löschen die Wolken die Sterne nicht aus?" Ist hier nicht eine Art Schlussbildung vorhanden? [32]).

Wenn das Kind die Schule betritt, ist es wohl ausgerüstet mit allen geistigen Fähigkeiten [33]). Die Schule und der soziale Verkehr haben vorzugsweise die Fertigkeit auszubilden. Sie führen in den unendlichen Erfahrungsstoff der älteren Generationen ein, sie leiten den Willen, sie folgen liebevoll den Wandlungen des Phantasie- und Gemütslebens. Sie gewöhnen das Kind vor allem, sich umfassendere Zwecke zu setzen. So ist es schon eine viel verwickeltere Handlung als das Nachsprechen laut vorgesprochener Worte, wenn das fünf- oder sechsjährige Kind seine Kleidungsstücke morgens in der richtigen Reihenfolge anlegt. Ist dies bis zu mechanischer Fertigkeit eingeübt, so hat das Kind eine grosse geistige Leistung vollbracht. Auch das Ruhigsitzen erfordert grosse innere Konzentration. Die Ausführung kleiner Aufträge, das gehorsame

Befolgen der elterlichen Gebote ist für die ihrer Natur nach leichtlebige, rasch vom einen zum andern überspringende Jugend nicht nur ethisch, sondern auch psychisch eine keineswegs einfache Aufgabe. Die Voraussicht des Künftigen ist in der Hauptsache auf die Erwartung einer Lust oder eines Schmerzes unter ganz genau bestimmten Bedingungen oder auf die felsenfeste Voraussetzung beschränkt, es werde das einmal erlebte später in vollständig getreuer Wiederholung von neuem eintreten. Sich ein Pensum zu merken, fällt den fünf- bis achtjährigen, unter Umständen auch noch neun- bis zehnjährigen sehr schwer, sich selbst ein grösseres Pensum zu setzen, gelingt sogar Jünglingen von 18 Jahren nicht allzu leicht. Der Fuchs von 18—20 Jahren empfindet die Aufgabe, sich in vier Jahren, ohne alle Anstachelung durch Zwischenexamina, auf eine einzige Abschlussprüfung vorzubereiten und auf eigene Faust sich eine harmonische Sphäre von allerlei Wissen zu gestalten, viel härter als der, der etwa erst mit 22 oder 23 Jahren die Universität betritt. Persönliche Kultur ist zum guten Teil ein Hineinwachsen in die selbständige Erfassung und Durchführung grösserer Zwecke.

Doch all der Fortschritt, der in den Jahren zwischen 7 und 25 liegt, ist weder in seinen zeitlichen Verhältnissen, noch in seiner Art genügend erforscht. Das Leben weiss hier mehr als die Wissenschaft. Die ganze grosse Bibliothek von Werken zur Kinderseelenkunde hat hauptsächlich nur die ersten zwei bis drei Jahre zum Gegenstand. Die so überaus wichtigen Jahre 3—7 sind nur von einzelnen Forschern in Angriff genommen worden. Nur wenige, wenn auch recht gründliche, Untersuchungen haben wir über die Assoziation des Kindesalters und über das Gedächtnis in den Jahren 9—15. Man glaubt z. B. festgestellt zu haben, dass das Gedächtnis der Erwachsenen im allgemeinen rascher und besser ist als das der Kinder und dass die Mädchen sich besser auf „Gesehenes“ erinnern als Knaben. Indes es besteht der Satz zu Recht: Noch ist die überaus rührige Kinderpsychologie im Werden. Soweit wir einstweilen sehen können, werden ihr gewissenhaft und konsequent geführte Kindertagebücher, wenn auch nur für einzelne Jahre, ferner vollständige Beschreibungen einzelner Tage des späteren Kindeslebens, endlich gute Statistiken über den Wortvorrat bestimmter Perioden die besten Dienste leisten

können. Feine psychologische Analyse des Beobachteten und demnach gewisse psychologische Vorkenntnisse sind jedoch dazu ebenso erforderlich wie genaue Zeitangaben und Mitteilung aller Umstände.

Wird aber die Kinderforschung mit peinlicher Sorgfalt getrieben, so kann sie überhaupt unsere Kenntnis des menschlichen Seelenlebens fördern. Das seelische Leben befindet sich während der Kindheit in vielfach anderer Verfassung als während der reiferen Lebensjahre. Es sind dort, wenn man so sagen will, die Elemente des Bewusstseins in etwas anderen Verbindungen und meist auch in einfacheren Lösungen gegeben. Wie wir das Seelenleben im Traume, in abnormen oder in geradezu krankhaften Zuständen zur Vergleichung neben das Seelenleben im wachen Zustande stellen, um dessen Natur besser kennen zu lernen, so kann auch der Vergleich des kindlichen Seelenlebens mit dem uns besser bekannten Seelenleben der Erwachsenen die Einsicht in die wirklichen Gesetze unseres natürlichen Verhaltens erhöhen.

Ausserdem hat, wo nur weniges ist, das wenige stets besonderen Wert. Und darum dürfen wir die bisherigen Ergebnisse der Kinderpsychologie mit Dank entgegennehmen. Hat sie doch vor allem klarer gemacht, als dies zuvor geschah, dass trotz allen, man möchte sagen, selbstverständlichen individuellen Verschiedenheiten der Kinder sich durch ihr Seelenleben ein gemeinsames Gesetz der Entwicklung hinzieht, welches sich an eine wenigstens allgemein zu bestimmende zeitliche Folge hält. Ist doch auch durch sie wahrscheinlich geworden, dass geistige Prozesse im kindlichen Leben schon früher eine Rolle spielen, als man sonst wohl annahm. Wenn ein hervorragender Psychologe der Gegenwart vorschlug, man solle die Kinderpsychologie und die Tierpsychologie zu einem besonderen Fach zusammenzufassen, so vermute ich, dass eine solche Zusammenstellung nicht mehr als eine Nebeneinanderstellung werden wird, die zwar auch gewisse Gemeinsamkeiten zwischen Kind und Tier, besonders in den ersten Lebenswochen, aber noch mehr die tiefgehenden Unterschiede in der kindlichen und in der tierischen Gesamtentwicklung deutlicher sehen lassen wird.

Endlich gewinnen die Tatsachen der Kinderpsychologie auch im Lichte eines weiteren Zusammenhanges eine besondere

Bedeutung. Der Mensch ist und bleibt dem Menschen der vornehmste Gegenstand der natürlichen Erfahrung. Dies bezeugt das weitgehende, oft leidenschaftliche Interesse, welches unser naturwissenschaftliches Zeitalter an den Fragen der Schule nimmt. Nicht ohne alle Berechtigung will man das zwanzigste Jahrhundert prophetisch zum Jahrhundert des Kindes stempeln. Je genauer aber unser Wissen über einen Gegenstand ist, desto besser werden wir ihm praktisch gegenübertreten. Und darum wird auch der Fortschritt der wirklichen Erziehung vom Fortschritt der Kinderpsychologie nicht unberührt bleiben, da wir dann an die Stelle von blosser Empirie, von Meinen und vertrauensvollem Glauben, ein genaueres Wissen setzen können. So ist, wenn wir die Bedeutung der elterlichen Liebe für die Entfaltung des kindlichen Geistes richtig geschätzt haben, der alte und neue Vorschlag einer Massenerziehung der Säuglinge durchaus verfehlt. Die beste Form der ersten Pflege ist auf Grund unserer Beobachtungen die natürliche: die in der Familie. Ferner darf, wenn wir recht sehen, der Erzieher das Vertrauen hegen, dass seine Arbeit nicht fruchtlos ist. Die Natur rechnet auf ihn. Und sie kommt andrerseits seinen Bemühungen entgegen. Sie hat das kindliche Seelenleben trotz allen Unterschieden zwischen Erwachsenen und Kindern doch den gleichen Gesetzen unterstellt, die dem Erwachsenen aus seiner eigenen inneren Erfahrung leicht bekannt werden:

Wahrnehmungen und Vorstellungen und Verknüpfungen von solchen, Verbindungen derselben mit Gefühlen; Einübung des Ungewohnten durch oftmalige Wiederholung, Ermüdung nach häufiger Wiederholung finden wir da wie dort. Der hauptsächlichste Unterschied ist der, dass dasjenige, was beim Erwachsenen fast jederzeit zusammen auftreten kann, beim Kinde meist getrennt und unter Bevorzugung einzelner Lebensjahre auftritt. Daher die vornehmste Tugend des Erziehers die himmlische Geduld und die Andacht zum Kleinen ist, die nur den Frauen so recht eigen ist. Wenn oft auf kurze Zeiten erfreulichen Fortschritts längere Wochen des Stillstands oder Rückschritts zu folgen scheinen, so erfahren wir von der Kinderpsychologie, dass die Zustände des Stillstehens periodisch eintreten, dass die Natur in ihnen nicht untätig ist, sondern vielmehr zu neuen Taten ausholt. Wir sehen nun auch besser

ein, dass die Erziehnng anfänglich Knaben und Mädchen gleichmässig behandeln kann, dass aber etwa vom vierten Jahre an merkliche Unterschiede in der Interessenrichtung eintreten.

Und wir erkennen endlich genauer, dass jede mechanische Behandlung der Kindesseele verkehrt ist. Nicht Gesetze wie die des Druckes und des Stosses, der spontanen Reaktion auf äussere Einwirkungen, der zwangvollen Suggestion und Dressur beherrschen die innere Entwicklnng des Menschen. Es ist vielmehr ein anderes Gesetz, welches allein in ursprünglicher Weise den Kontakt zwischen Geist und Geist vermittelt. Man könnte es nennen: Das göttliche Gesetz der Liebe.

Von der Dichtkunst des Kindes.

Die Poesie des Kindeslebens besteht nur für Erwachsene. Wenn Dichter in den blauen Augen der Kleinen einen Himmel von Unschuld sehen, so sind sie, die Welterfahrenen, es, die diese Poesie hineintragen; die unschuldigen Gefühle des Kindes selbst sind glücklicher Weise rein naiv. Und dann, wenn uns die Poesie unseres **eigenen** früheren Kindeslebens aufgeht und wir in Erinnerung daran schwärmen, gehören wir gewiss nicht mehr zu den Jüngsten. Höchstens, dass im psychischen Sein des **Jünglings** sich die wirkliche Poesie, die in der Jugend liegt, unmittelbar mit der empfundenen Poesie berührt. Das Kind selbst ist ein ziemlich prosaischer Geselle, auch da, wo es, durch das Vorbild der Erwachsenen angezogen und von einem gewisssen Verständnis fremder Leistungen getragen, einen höheren seelischen Schwung nehmen möchte.

Indes ist **Interesse** an Poesie und vor allem an poetischer Form vorhanden, sobald das Kind nur zu denken beginnt. Die Kinderreime, wie wir sie aus „Des Knaben Wunderhorn“ und anderen Sammlungen kennen, gehören zu den meistbenutzten Zweigen der Literatur.

Der Nachahmungstrieb tut sodann bald auch auf diesem Gebiete seine Wirkung. Ein Knabe fertigte mit $3^{1}/_{4}$ Jahren Verse; er träumte sogar, wie es scheint von solchen[34]). Um diese Zeit (3 Jahre 4 Monate alt) stellte er sich z. B. auf eine Steinplatte, drehte sich im Kreise und sang vier eigene Verse, die sinnlos waren. Nicht ganz 2 Monate später sprach er vieles, was er sagen wollte, in Versen, meist in jambischen von der auch bei anderen Knaben beobachteten Form:

◡ ∸ ◡ – ◡ ∸ ◡.

Das ging so bis ins achte Lebensjahr fort, indem das Versemachen bald zurück-, bald wieder stark hervortrat. Als

er fünf Jahre alt war, erfasste ihn die Reimwut, die einst auch den kleinen Goethe und seine Jugendgespielen nach oder mit der Versewut befallen hatte. Vor neuen Wörtern, oft greulicher, oft auch überraschend sinnvoller Art schreckte er nicht zurück. Ein Beispiel genüge: „Semmel"—„Gehemmel". Einmal gefiel sein Vers: „Der Riese Goliath ging nach Haus, Da sah er einen Nikolaus" (5 J. 5 M.) dem Kindermädchen nicht. Dieses dichtete: „Der Riese Goliath ging nach Haus, Da sah er eine tote Maus". Er trug die beiden Varianten dem Vater vor und fragte, welche die schönere sei. Früher war es ihm gleichgiltig gewesen, ob man seine Reimereien als entsetzlich hinstellte oder nicht. Zwei Monate später bezeichnete er geringschätzig den Reim „Breit"—„Leib" als „faulen Reim", und von dem reichen Reim „Fanny"—„Fanny" meinte er, das sei „ja wieder dasselbe". 5 J. 7 M. alt sah er eines Morgens jubelnd vom Fenster aus dem Schneefall zu. Plötzlich sprang er zu den Eltern ins Zimmer zurück: „Da kann man auch sagen: Der Reiter reitet durchs helle Tal, Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl, Er trabt im Schweiss durch den kalten Schnee, Will heute noch an den Bodensee." Auf den Beifall der Eltern hin, deklamierte er aus einem anderen Gedichte weiter: „Bitte, bitte, gib uns Brot! Bitte, stillet unsre Not! Alle Dächer, Hecken, Wälder, Alle Wege, alle Felder, Wo ein Fütterkörnchen steckt, Alles ist mit Schnee bedeckt." Auch das Schwabsche Gedicht, das anhebt: „Urahne, Grossmutter, Mutter und Kind" wurde oft zitiert (noch bis ins 8. Jahr). Freude am Zitieren und Deklamieren wurde auch an andern Kindern gleichen Alters entdeckt. Schillers melodische Verse „Mit dem Pfeil, dem Bogen" pflegen es unseren deutschen Kindern, die sie kennen lernen, zwischen dem 5. und 12. Jahre, besonders anzutun; die schwerer verständliche und in der Wortform härtere zweite Strophe des Gedichtes gefällt jedoch weniger.

Welcher Art die eigene Poesie des frühesten Alters ist, ist an folgender Leistung eines etwa 4 Jahre $10^1/_2$ Monate alten Mädchens ersichtlich:

„Da kommt der alte Kaspermann
Und sagt guten Tag.
Er sagt schön guten Tag
Und macht sein Kompliment.

Er hat das Kindchen lieb.
Dann macht er wieders (?) auf
Und geht dann wieder nach Haus.
Dann macht er wieder ein Kompliment zu früh
Hat er kein Kaffee müh (wohl = mehr?).
Dann fängt in der Früh das Kaspartheater (an),
Da ging der Kasper nein.
Dann setzt er sein Hütchen ab.
Und einsmal, wie kam er (= er kam),
Wird der kleine Frühling
Auch das Feld auf schöner Weide
Für die Vöglein kommen.
Die Kasper nahmen ihre Hütchen ab.
Sagt der Kasper wieder guten Tag.
Schaut er auf der Uhr.
Da ist es schon viel Uhr.
Kommt ein Schuhu her
Und an den Stein am Felsen tritt.
Da sieht er einen Wagen,
Sagt Hurrah.
Da sind die Vöglein wieder da.
Da ist der Schäfer-Papa
Und die Schäfer-Mama.
Sagt der Kasper guten Tag.
Jetzt ist das Gedichtchen noch nicht aus.
Auch der kleine Nikolaus.
Da steckt Nikolaus die Zwergchen ein
Und nimmt sie mit in den Himmel hinein.
Da sagt das Zwergchen nichts.
Da kommt das Zwergchen wieder,
Sagt guten Tag und legt sich nieder
Dann macht er wieder (so? d. h. ein Kompliment
mit der Mütze?)
Geh weiter, Sagt: Böser, böser Zwerg!
Da macht er auch was (Kompliment mit der Mütze?),
Sagt: Guter Zwerg, guter Zwerg!
Da macht er Euch nichts.
Nach (= her?) ist das schon wieder fertig.
Jetzt ist das Gedichtle alles aus.
Da oben fliegt die goldne Maus.
Da kommt die Kasperpolizei
Und geht das Kind im Bett".

Zum besseren Verständnis dieser seltsamen Verse sei einiges hinzugefügt. Das Kind spielte mit einer mützenförmigen Papierdüte, indem es sie bald auf den Kopf setzte, bald wieder — bei dem Refrain: „Guten Tag" — vom Kopf nahm. Wir treffen also Verbindung von Poesie und Mimik, wie sich uns

der genannte Knabe anfänglich zugleich dichtend, singend und tanzend vorstellte. Das Mädchen dichtete aus dem Stegreif, ohne sich beachtet zu wissen. Alles ging so schnell, dass der Beobachter selbst stenographierend nicht mitkommen konnte. Der Beobachtende hatte den Anfang nicht gehört. Das Ganze ist Bruchstück.

Man sieht leicht, dass der in Kinderversen beliebte Jambus angestrebt ist. Das Muster waren anscheinend die Kinderreime, die beginnen:

„Es war einmal ein Mann,
Der hatte einen Schwamm.
Der Schwamm war ihm zu nass
Da ging er auf die Gass usw.“

Vorstellungen aus dem Struwelpeter (der kleine Nikolaus?), aus Märchen (Zwerge, Schuhu, Schäfer) und Gedichten (Hanskaspar) geben in der Hauptsache den dichterischen Stoff ab. Es ist daher zu vermuten, dass auch der Frühling mit dem Feld „auf schöner Weide“ und „der Stein am Felsen“ nur Reminiszenzen sind und zwar unverstandene, wie der Unsinn beweist. Von den „Vöglein“ ist wohl kein Aufhebens zu machen; da ist wahrscheinlich lediglich die Wortform anziehend gewesen. Und ebenso wird es mit „Hütchen“ und „Kindchen“ stehen. Was bleibt aber dann? Das Kompliment, das Kasperltheater, der Kaffee, die Uhr, der Wagen mit dem Hurrahschreien. Ich weiss nicht, ob diese Vorstellungen als poetische bezeichnet werden können. Der Satz: „Da ist es schon viel Uhr“ sagt mehr als alles andere. Und deshalb ist es auch kaum glaublich, dass das Kind in der Vorstellung des von Hurrah begrüssten Wagens eine besondere poetische Stimmung fand. Mit anderen Worten: In dem Gedichte schlummert auch nicht das kleinste Fünkchen von poetischer Kraft, wohl aber einiges kümmerliche poetische Gefühl.

Das Gesagte mag noch durch wenige Mitteilungen über die poetische Entwicklung jenes Mädchens ergänzt werden. 6 Jahre 3 Monate alt sagt sie den bekannten Kinderreim:

„Was kosten die Eier?
Einen Dreier.
Das ist mir zu teuer.
Dann nehm ein Zweer.
Das geht schon eher“.

Hierzu bemerkt sie lachend: „Da haben sie nicht gesagt: Ein Zweier. Es heisst doch: Eher, und da haben sie daraus gemacht: Zweer“. Mit 8 Jahren $4^{1}/_{2}$ Monaten tritt sie einmal voll Stolz an die Eltern heran und trug mit abgewandtem Gesicht vor:

„Gunter hat ein Schiff gemacht
Und die Mutter hat gelacht.
Liebe Mutter, streich mir's an.
Denn ich hab' viel Freude dran.“

Der Bruder verriet, dass sie die zwei ersten Verse ursprünglich so gefasst hatte:

„Gunter hat ein Schiff gezimmert,
Und die Mutter hat gewimmert.“

Man sieht, wie die Einsicht in das Unpassende des ersten Gedankens sie nach einem andern Reime Umschau halten liess. Der Reim „Gelacht“ lag auf der Oberfläche. Welch hübscher Zug nun in der Freude der Mutter über das wohlgelungene Werk ihres Lieblings liegt, ging ihr dabei gewiss nicht auf. Etwa 2 Monate später extemporierte sie wegen des Reimes auch einigen Unsinn:

„Und der alte Vogelstrauss
Legt mit Gebraus
Vierzehn frische Eier 'raus.“

Für die weitere Zeit mag uns Goethe aushelfen. Wir erfahren aus seinem eigenen Munde, wie er die „Volksbücher“, „diese schätzbaren Überreste der Mittelzeit“, die Bibel, den Besuch des französischen Theaters und die höhere Literatur seiner Zeit nach allen Seiten hin auf sich wirken liess und wie er vor allem seine glückliche Gabe, lange Partien aus der Literatur im Gedächtnis zu behalten und dann frei vortragen zu können, mit Vorliebe ausnutzte. Auf sonntäglichen Zusammenkünften wetteiferten er und seine Schulkameraden miteinander in selbständig verfertigten Versen. Gelegenheitsgedichte, anakreontische, epische und dramatische Versuche stellten sich in der Folge bei ihm ein. Sie fielen Altersgenossen auf. Aber selbst die besseren Erzeugnisse seiner Kinderzeit können sich nur durch die Form oder etwa durch eine überraschende Pointe ausgezeichnet haben. Denn als er mit 16 Jahren die Universität Leipzig bezogen und dort durch „Madame Böhme“ und Professor Morus einen besseren Geschmack

erfahren hatte, verbrannte er in einem Augenblick der Verzweiflung das, was er für das Beste von seinen Jugendarbeiten gehalten hatte; das für ihn weniger Wertvolle hatte er gar nicht mit auf die Universität genommen. Es ist im Interesse der Psychologie zu bedauern, dass Goethe sich zu dieser Tat getrieben sah. Denn wir könnten sonst genauer urteilen. Ein Rückschluss aber ist wohl gestattet. In den bekannten „Poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi“ würde wohl niemand den künftigen Goethe erkennen. Sie sind durchaus rhetorisch gehalten und eine Nachahmung des „Jüngsten Gerichtes“ von Joh. El. Schlegel. Zudem war Goethe bei der Redaktion der Verse kein Kind mehr; er zählte 15 oder 16 Jahre. Auch was er an seinem 16. Geburtstage in das Stammbuch von Friedr. Max „Moor“ schrieb (Hempel III, S. 313), ist mehr gescheid und klug gedacht als poetisch trefflich:

„Dieses ist das Bild der Welt,
Die man für die beste hält!
Fast wie eine Mördergrube,
Fast wie eines Burschen Stube,
Fast so wie ein Opernhaus,
Fast wie ein Magisterschmaus.
Fast wie Köpfe von Poeten,
Fast wie schöne Raritäten,
Fast wie abgehatztes Geld,
Sieht sie aus, die beste Welt.

Es hat der Autor, wenn er schreibt,
So etwas Gewisses, was ihn treibt.
Der Trieb zog auch den Alexander
Und alle die Helden miteinander.
Drum schrieb ich auch allhier mich ein;
Ich möcht nicht gern vergessen sein.“

Das Hübscheste an diesem Elaborat, das so wenig dem Stammbuchton jener Zeit entspricht, ist wohl die — kaum originelle — Schlusswendung. Dass aber Goethe doch schon ein innigeres Gefühl sein eigen nannte, bezeugen die in der Diktion an Faust erinnernden, in einen Brief vom 21. Oktober 1765 (also 2 Monate später) versprengten Verse:

„So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich, Freiheit atmend, wiegt,
Der ungestört die sanfte Lust geniesst,

Mit seinen Fittigen von Baum zu Baum,
Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen."

(Hempel III, S. 129.)

Was aus den folgenden Jahren erhalten ist, trägt bis etwa 1770 hin nicht viel interessantere Züge. Die Zeitpoesie spiegelt sich darin mehr oder weniger getreu wieder. Nur die Oden an Behrisch (Hempel III, S. 31 ff.) ragen, obwohl auch sie hauptsächlich nur Nachbildungen sein werden, durch Wärme und innere Bewegung hervor, offenbar, weil der Dichter an Behrisch mit ungewöhnlicher Liebe hing. Wohl mit das Gelungenste ist übrigens das parodistische Lied auf den Kuchenhäcker Hendel in Leipzig, das beginnt:

„O Hendel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt!"

und schliesst:

„Dein Wohl ist unser Stolz, dein Leiden unser Schmerz,
Und Hendels Tempel ist der Musensöhne Herz."

Solche parodistische Gedichte liebt das Alter von 16 bis 20 Jahren und die Jugend beherrscht auch hier leicht die Form. Nehmen wir alles in allem, so dürfen wir wohl sagen: Mit 16—20 Jahren bringt es Goethe nur sporadisch zu eigener, wirkungsvoller Poesie. Seine Gedichte aus der Kindheit werden schwerlich besser gewesen sein.

Stellen wir nun neben diese allgemeinen Behauptungen eine Blütenlese von kindlichen Reimereien, die von den Kindern ohne fremde Beihilfe und, von den Festgedichten abgesehen, auch ohne fremde Anregungen ausgeführt wurden!

I.

„Zu Bieberich am Rhein,
Da mag es wohl gar lustig sein.
Dort unten wohnt ein Mann,
Der gute Torten backen kann.
Er backt auch Lebkuchen.
Von denen bekamen wir zum Versuchen.
Die haben uns recht gut geschmeckt,
Als wir mit der Zunge daran geleckt.
Er ist aber auch mit uns verwandt,
Denn seine Frau war meine Tant."

Aus diesen Versen eines 9jährigen Gymnasiasten (Sextaners) sieht das Auge der Schule. Hier ist alles Prosa; der

humorvolle Schluss sogar eine regelrechte logische Begründung. Deshalb ist es fraglich, ob auch die lyrische Stimmung, die in den Versen: „Da mag es wohl gar lustig sein“ für den Erwachsenen liegt, von dem Kinde wirklich gefühlt wurde.

Von dem nämlichen rührt aus etwas späterer Zeit, aber noch aus dem nämlichen Jahre ein ebenso nüchternes Versewerk her, das die Gründung eines Korps „Viktoria“ an einer höheren Mädchenschule behandelt. Davon nur ausgewählte Abschnitte:

„In der Klasse einer Schule
Sass auf seinem Lehrerstuhle
Der Lehrer und ermahnte die Schülerinnen,
Sie sollten das Schuljahr ernstlich beginnen.
Er sagte auch, dass sie recht lernen sollen,
Auch solle keines dem anderen grollen.
Denn mit Zank und Streit
Kommt man nicht weit.
Allein diese Lehre half gar nicht lange.
Denn die Internen glaubten sich vom höchsten Range.
Sie zeigten auch die Externen wegen Schwätzens an,
Sie aber hätten das nicht getan.
Das kränkte die Externen sehr.
Sie sagten: Das dulden wir nicht mehr.“

Es kommt, wohl vor einer der nächsten Unterrichtsstunden, was der Poet zu sagen vergisst, zur Gründung des Vereins Viktoria:

„Ein schönes, schlankes Mädchen, das ist der Senior.
Die übrigen, die bilden unsres Vereines Chor.
Viktoria, so heisst der Verein.
Halli, Hallo, der wird gedeihn.“

Nach Beendigung des Unterichts hält „das schlanke Mädchen“ eine Rede an die Externen und eifert sie zum zähen Zusammenhalten gegen die Internen an. Die Rede ist fast ohne allen Schwung, rein verstandesmässig durchgeführt, wie eine Probe zeige:

„Wie waren wir so übel dran!
Jetzt wirds übel ihnen gehen.
Das wollen wir doch einmal sehen.“

Der Schluss lautet:

„Ich hörte dies und schrieb das Gedicht
Und dacht bei mir: Lang dauert das nicht.
Viktoria, Halli trara!
Wie ist dir doch ein End so nah.“

Auf jeden Fall hat der Kleine Uhlands Gedicht „Der weisse Hirsch“ gelesen.

II.

„Beim werten Namensfeste dein
Will nicht die allerletzt' ich sein
Von Nichten, Neffen nah und fern,
Die all dir gratulieren gern.
Klein ist das Angebindt von mir,
Das heut ich send' vom Spessart dir.
Es ist ja nicht einmal zu sehn.
Nun, Onkel, kannst du das verstehn?
Ich grüsse dich, ich küsse dich
Vom Spessart her gar inniglich.
Das kann man doch gewiss nicht sehn.
Gelt, Onkel, jetzt kannst du's verstehn.
Doch wenn im Sommer du kommst her,
Dann sag und geb ich dir viel mehr.
Und danken tu ich herzlich dir
Für all, was du getan an mir“

Von der Schülerin ($9^3/_4$ Jahr) einer Mädchenanstalt. Vorher geht noch ein Glückwunsch in Prosa. Das Kind liest sehr viel. Das metrische Gefühl ist auffallend. Die Breite, mit der der hübsche Gedanke vom unsichtbaren Kuss ausgedrückt ist, ist typisch für Kindergedichte — der poetische Gedanke ist noch nicht klar genug in der jungen Seele. Daher auch die verstandesmässige Gedankenführung.

III.

Die Taufe.

„Die Nacht, die Nacht verschwindet,
Es rauschet hin und her
Und leise, leise, sachte legt der Storch ein Kindlein her.
Es ist so hold, so fromm, so gut
Und wenn es einmal grösser ist,
So bleibt es doch in Gottes Hut.“

Alles bis auf Überschrift, Versabteilung und Interpunktion ist hier genau nach dem Autograph der 10jährigen Dichterin gegeben. Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“ scheint ihr geläufig gewesen zu sein. Woher die beiden ersten Verse und der letzte stammen, ist schwer festzustellen. Vielleicht hat Eichendorff Pate gestanden? „So bleibt es doch in Gottes Hut“ ist eine jedem Schulkind begegnende Redensart.

Von den zwei noch übrig bleibenden Versen ist der eine total verunglückt, der andere „Und wenn es einmal grösser ist" nicht einmal im Rhythmus über das Niveau der Prosa hinausgekommen. In der Komposition wird schwerlich jemand ein Verdienst erblicken, wohl aber in der feinen Anempfindung, durch die sich dies Mädchen wohl vor allen hier vertretenen Knaben auszeichnet.

IV.

Die Alpenrose.

„Einsam stehet eine Blume,
Alpenros wird sie genannt,
Bei dem hohen Alpengrase
Auf des Berges steilem Rand.

Lange Jahre ist gestanden
Sie an diesem steilen Orte.
Von der Höhe zugesehen
Hatte sie einst einem Morde,

Den ein Wildschütz an dem Jäger,
Seinem Feinde, einst begangen.
Da hört man sie leise lispeln:
„Mögest du am Galgen hangen!

Du verruchter, böser Mörder,
Keine Ruh wirst du mehr finden,
Bis du dem allmächtgen Gotte
Hast gebeichtet deine Sünden."

Dann erhob sie Klagelieder
Ob dem guten braven Jäger,
Der so früh dahingegangen
Und nicht findet einen Rächer.

Während sie so drüber denket
An die längst vergessene Tat,
Hört sie was hoch oben rauschen
Auf dem hohen Felsengrat.

Sieh, ein Jäger, schön geschmücket,
Trat aus einer Felsenspalte.
In ein Horn blies er, dass weithin
Durch die Alpenschluchten 's schallte.

Kaum war dieser Schall verklungen,
Als zu diesem Jäger traten

Viele junge rüst'ge Jäger,
Haltend in der Hand 'nen Spaten.

Feierlich sprach nun der Jäger
Von der Höh zu den Genossen:
Feierlich will ich [bekennen] euch sagen,
[Wen ich drunten hab] wer den Vater hat erschossen.

Euer frühxer Oberförster
Ist plötzlich eines Tags verschwunden.
Lange habt ihr ihn gesuchet,
Doch ihr habt ihn nicht gefunden.

Ich verruchter, böser Mörder
Hab' ihn drunten dort getötet;
Zum letzten Mal war es gewesen,
Dass er drunten hat gebetet.

Ach mein Vater, ach mein Vater
War der gute, gute Jäger!
Ach, dass ich es gar nicht wusste,
[Dass] Wes ich war der schlechte Schächer.

Grabt ihn aus den treuen Vater,
Den mit Erde ich bedecket.
Grabt ihn aus, ihr treuen Jäger,
Der wohl im Morast noch stecket.

Legt ihn in die kühle Erde
Bei die schöne Alpenrose.
Setzt sie auf das Grab des Vaters
Und bedeckt es mit dem Mose.

Staunend sahn sich an die Jäger.
Doch die Rose sagte leise:
„Also hat er sich bekehret",
Und sah still sich um im Kreise."

Der Verfasser von Nr. I ist jetzt 11 Jahre alt. Er hat etwas von Lenau und Geibel gelesen. Phantasie fehlt ihm nicht. Aber sie ist noch nicht geschult. Die Jäger werden als noch „jung" bezeichnet, während sie nach den Voraussetzungen der Fabel älter sein müssten. Wenn sie auch jünger gewesen sein mögen als der von dem Wilderer getötete Oberförster, so haben sie doch seiner Zeit den Leichnam — wohl kaum als Knaben — mitsuchen helfen, müssen also inzwischen mindestens ins gute Mannesalter eingetreten sein. Der Verfasser hatte offenbar

davon gehört, dass zuweilen Wilderer Jäger werden; er nimmt zugleich an, dass der Wilderer ein heimlicher Sohn des Oberförsters war, und dass der „schön geschmückte“ Jäger sich freiwillig der Strafe stellt und, um seine Busse recht schwer zu machen, die feierlichste Form des Geständnisses wählt. Diese Voraussetzungen sind dem Knaben, der zur Zeit viele romanhafte Erzählungen gelesen hat, selbstverständlich; daher verschweigt er sie und verwundert sich, dass Erwachsene sein Gedicht „dunkel“ finden. Das Versmass ist ihm offenbar wertvoll; er hat es später hinter seiner Niederschrift angegeben:

– ◡ – ◡ – ◡ – ◡
– ◡ – ◡ – ◡ – (◡)

und lässt ihm zuliebe rhythmische Härten zu. Trotzdem fällt er einmal („Zum letzten Mal war es gewesen“) aus der Rolle. Bezeichnend ist vielleicht auch der Sinn des Dichters für die rhetorische Anaphora („Feierlich“ — „feierlich“). Das in Klammern Gesetzte gibt die ursprüngliche Fassung an.

V.

„Lord Roberts, der grosse Held,
Will nehmen den Buren alles Geld;
Doch da geht er zu weit hinaus,
Bringt nur immer Prügel nachhaus.

Cronje, der Gefangene, spricht:
Der Engländer ist ein Taugenichts.
Sperrt er mich auf Helena ein,
Während dessen lässt er wohl sich's sein.

Olivier, der Tapfere, sagt:
Ich hab mich noch nicht zu weit gewagt,
Ich will es zeigen dem englischen Mann,
Dass er mir auf kein Meil Weg etwas anhaben kann.

Lord Methuen, der Gott der Lüge,
Telegraphiert die grössten Siege;
Und vergisst dabei sein eigen Leid
Das wuchtig tobt an seiner Seel und seinem Leib.

Chamberlain, der grosse Bazi,
Ist der zweite Esterhazy,
Darum gehört er auf die Insel nüber,
Darum schiffen wir ihn sogleich über.“

Der etwa 12jährige Burenfreund, dem die Verse verdankt werden, war zur Zeit des Krieges Schüler einer zweiten Gymnasialklasse (Quinta). Die Anlage des Ganzen, vor allem die Wortverbindung: „Olivier der Tapfere", mag durch Uhlands Gedicht: „Kaiser Karls Meerfahrt" irgendwie bestimmt sein. Der hohe Ton, der in den Worten: „Das wuchtig tobt an seiner Seel und seinem Leib", angeschlagen wird, erinnert in seiner Absicht und in seiner Wirkung auf die Erwachsenen an den dritten Vers von Nr. III.

VI.

Verse aus dem Burenkrieg.

a.

„Joubert schlug den Buller dreimal
An Tugelas warmen Fluten;
Aber statt ihn zu vernichten,
Wollte er die Streite schlichten;
Darum muss das arme Transvaal
Heute und auch allzeit bluten.

b.

Cronje, Transvaals Löwe,
So schnell wie eine Möve,
Aufgelegt zu jedem bösen Streich,
Schlug er die Angelmannen sogleich.

c.

Als die Angeln frech geworden,
Wollten sie die Buren morden;
Doch die Buren gar nicht dumm,
Prügeln alle Angeln krumm.

d.

Chamberlain, der grosse Held,
Schlägt die Buren durch das Geld.

e.

Wenn die Angeln einmal siegen,
Weiss man es bald überall;
Doch wenn sie mal Prügel kriegen,
Erfährt man nichts auf dem Weltall."

Der Dichter ist Zeitgenosse des vorigen und wohl sein Rivale. Ob d und die beiden ersten von c und e nicht aus der Burenliteratur des Jahres 1900 aufgelesen sind, wage ich nicht zu entscheiden. Hier ist endlich einmal, wenn die Wortfügungen: „An Tugelas warmen Fluten", „Die Streite

schlichten“, „Wie eine Möve“, „Das arme Transvaal“, wie es allen Anschein hat, echt sind, eine poetische Ader zu verspüren. Auch die Wahl und passende Verwendung der gehobenen Worte „Transvaals Löwe“, „Angelmannen“, „Angeln“, „Weltall“ zeugt für einige Kraft der Phantasie. Doch ist das Wort „Weltall“ dem Versschmied durch die Reimart eingegehen und das Künstlerische zu sporadisch, um von einem Gedicht sprechen zu können.

VII.

Die Sehnsucht nach dem Burenlande.

„Mich reisst es hin nach jenen Fluren,
Wo tapfere Männer sterben für das Vaterland,
Mich reisst es nach dem Land der Buren,
Die einig kämpfen Hand in Hand.

Mich reisst es hin nach jenem Lande,
Wo's Panther, Leoparden gibt,
Mich reisst es fort vom Vaterlande,
In dem man nichts als Gerstensaft liebt.

Mich reisst es hin nach jenen Feldern,
Wo's Diamanten in Mengen gibt,
Mich reisst es hin nach jenem Land mit seinen Wäldern,
Nach dem der Engländer so lüstern blickt.

Mich reisst es hin nach jenen Schlachten,
Durch welche Chamberlain zur Einsicht kommt,
Dass man durch Menschenschlachten
Nicht immer auch zum Ziele kommt.

Mich reisst es hin nach jenen Farmen,
Die Kitchener so ruchlos niederbrennt,
Wodurch er sich selbst macht zum Armen,
Indem man ihn einen Mordbrenner nennt.“

Der Verfasser war $12^3/_4$ Jahre alt.

VIII.

Des Buren Auszug zum Kampfe.

„Am Horizont stieg die Sonne herauf,
Da ritt ein Bure aus dem Wald heraus.
Er kam aus der niedergebrannten Farm,
Zu reichen dem Vaterland seinen Arm.

Zu rächen an den Briten die zugefügte Schmach,
Die verübt an seinem Weib und seinem Sach.
Er kam gerade zum Lager an,
Als es hiess zu Pferd, zur Fahn.
Und dahin ging's über Flur und Bach,
Nur immer, nur immer den Briten nach.
Und als man sie hatte eingeholt,
Wurden Gewehr und Patronen hervorgeholt.
Es entspann sich eine furchtbare Schlacht,
Die dauerte bis in die tiefe Nacht.
Doch brachte sie den Buren einen Sieg
Und brachte näher das Ende vom Krieg.
Es war dies die Schlacht bei Carnarvon,
In der ein Bur kämpfte mit seinem 14jährigen Sohn.
Ein deutliches Zeichen, dass geneigt sind die Buren,
Aufs äusserste zu verteidigen die heimatlichen Fluren.
Mögen bald heimkehren die Burenkrieger
Als tapfere, edelmütige Sieger.
Das ist der Wunsch der gesitteten Welt,
Die nicht nur nach dem einen trachtet, dem Geld."

Von dem 13jährigen Autor der Gedichte V und VII. Ein Erstarken der die Vorstellungen zusammenfassenden Kraft von V aus bis zu VII und VIII ist nicht zu verkennen. In V hat wohl lyrische, in VII epische oder novellistische Lektüre auf die Komposition gewirkt, wenn nicht gar, wie häufig in Kindergedichten, der Anfang vollständig fremdem Vorbilde entnommen ist. Das Ethos der Biederkeit, das in VII in der trotz aller Antipathie mitfühlenden Behandlung Chamberlains und Kitcheners, ähnlich wie in V in der Rücksicht auf Lord Methuens eigenes Leid, zum Ausdruck kommt und in VIII den angenehmen Schlussakkord bildet (vgl. auch den Dichter von IV), wird dem Leser ebenso aufgefallen sein wie der Makamenton der Verse von VIII: „Ein deutliches Zeichen, dass geneigt sind die Buren" u. s. f.

IX.

„Zum 22. Januar 1901.

Motto: 'La reine est morte; vive le roi!'
Wehklagend ruft der Ir', der Britt, der Schott'
„Viktoria ist tot!"

1. In England herrschet düstre Trauer;
Die Schmerzensbotschaft geht von Mund zu Mund:

„Viktoria ist tot!“ So klagt aus Herzensgrund
Das ganze Volk vom König bis zum Bauer.

2. Sie musste seh'n mit bitt'rem Schmerz,
Wie tapfre Bauern schlugen ihre Heere.
Verloren ging sogar die Vormacht auf dem Meere,
Und dieses alles brach ihr treues Herz.

3. Geschlossen sind für immer nun die Lider,
Aus denen freundlich blickt' ein sanftes Augenpaar.
Und ist vergangen einst schon manches Jahr —
Viktoria vergisst man nimmer wieder.“

X.

„Zu Kaisers Geburtstag.

Im ganzen deutschen Vaterland
Ertönen Jubellieder.
Vom Inn bis zu der Nordsee Strand
Allüberall hallt es wieder:

Hoch lebe Kaiser Wilhelm! Lang
Herrsch' er dem Reich zum Segen!
Es töne laut des Wunsches Klang:
Heil ihm auf allen Wegen!

Es mögen noch recht viele Jahr'
An unserm Herrscher gut vorübergehn,
Dass der dann greise Jubilar
Den hundertsten Geburtstag könn' begehn.“

Die Gedichte IX und X gehen auf den nämlichen $12^1/_2$jährigen Knaben zurück. So stark der Verdacht ist, dass Nr. IX nicht ohne weitere Anlehnung an irgend eine Vorlage oder doch mit gütiger Beihilfe eines Erwachsenen zustande gekommen sei, so muss doch betont werden, dass der plötzlich aus der Rolle fallende Schluss von IX dies nicht beweist. Der Dichter konnte, da er beide Gedichte an zwei aufeinanderfolgenden Tagen schrieb, beim zweiten ermüdet sein. Dafür dass auch IX trotz aller Reminiszenzen wenigstens in der Zusammenfügung original ist, mag angeführt sein, dass der Verfasser mit seiner den Engländern günstigen Gesinnung unter seinen Altersgenossen allein stand.

XI.

„Dort unten im Tale ist mein Heimatland.
Dort unten im Tale ist mir alles so wohl bekannt.

Dort unten im Freien ich mein Liebchen fand.
[Da hier droben am Berge ist alles öd und kahl]
Doch bald [mich trennte] entführte mich vom Vaterland
Eines [Zigeuners] Räubers sündige Hand.
Er führte mich hinauf in die Gletscherhöhn,
Wo alles öd ist und kahl
Nur einzeln läuft ein Zwerg
Hinüber ins blühende Haslital.
Doch kann man sie nicht sehen.
Drum bin ich ganz allein
Auf diesen kahlen Höhen.
Von der Welt ganz verlassen
Steh ich hier betrübt.
Es scheint, als wollt' mich jeder hassen,
Der sich zu mir heraufbemüht.
Hier oben ist nun Einsamkeit,
[Die das Geplätscher unterbricht,
Denn die Natur sie flieht mich nicht.]
Die der Lawin Geröll nur unterbricht.
Drum kann ich nicht mehr fröhlich sein,
So lang ich bin auf Berges Höhn allein.
[Doch wie entkomm ich wohl des]".

An diesem Punkte konnte der 13 Jahre 2 Monate alte Dichter nicht mehr weiter. Raum zum Weiterdichten hatte er auf dem Papiere. Die eingeklammerten Worte hat er selbst durchstrichen. Wir können so seinen Genius bei der Arbeit belauschen und zugleich erkennen, dass er trotz der Entlehnung dichterischer Gemeinplätze in gewissem Sinne original schafft. Der romantische Zug jenes Lebensalters, den wir bereits in IV kennen lernten, verrät sich in der nachträglichen störenden Einfügung von der Entführung durch den Räuber. Der Zwerg aus dem Haslital erklärt sich daraus, dass der Knabe in der Schule ein Gedicht „Die Zwerge im Haslital" gelernt hatte.

XII.

„Hörst du den Fluss, der entspringt den eisigen Seen
In des Karwendelgebirges steilen Höhen?
Kennst du den Fluss, der viele Blümlein tränkt
Und sich rasch abwärts senkt?
Die Isar ist's, der stolze Fluss,
Der sich in die Donau ergiesst mit schnellem Fuss."

Von demselben aus gleicher Zeit. Es ist ein häufiger

Fehler, auch erwachsener Dichter, dass sie geographische Mitteilungen mit Naturschilderungen verwechseln.

XIII.

„Die Eroberung des Majuba-Berges.

Einige Buren schliefen noch in ihren Wagen,
Andre wollten sich mit Speise laben.
Da waren die Engländer schon weit.
Denn sie wollten ersteigen den Majuba heut'.

Doch die Buren eroberten ihn schnell,
Ehe es ward noch hell.
Droben angekommen,
Sahen die Buren die Feinde schon.

Die schossen, was sie konnten.
Doch sahen sie immer mehr Buren kommen.
Endlich fiel auch ihr Anführer,
Viele Engländer schon früher.
Hierauf aber wandten sie sich zur Flucht."

XIV.

„Die Boxer.

Die Boxer sind ein wildes Volk.
Sie sind den Fremden noch gar nicht hold.
Sie werfen mit ihren Lanzen
Und verstehn auch aufzuwerfen die Schanzen.
Sie werfen umher
Mit Spiessen und Speer.
Sie köpfen die Gefangnen,
Oder lassen sie alle hangen.
Nehmt euch in acht,
Reicht nicht die Hand,
Und schiesst sie nach Noten
Hinunter in den Boden."

XV.

„Zum Geburtstag.

Heut' an deinem Burzeltage
Wünsch' ich dir, du lebest lange.
Und ich will dir gratulieren
Mit viel Äpfel und auch Birnen.
Komm, wir trinken ein Glas Punsch,
Das ist jetzt mein nächster Wunsch.
Und wir lassen ihn uns schmecken

Ohne Dornen, ohne Hecken.
Und wir lassen ihn noch leben
Und wir alle wollen Dir ein Hoch dazu noch geben."

Nr. XIII, XIV und XV entstammen der Hand eines Knaben von 13¼ Jahren. Er scheint hauptsächlich mit eignem Wort-Material zu arbeiten, ist aber noch nicht fähig, die Prosa der vorher gelesenen Zeitungen zu überwinden. Durch alle drei Gedichte geht ein Zug nüchterner Verständigkeit, der wohl vor allem im dritten bei den Versen: „Mit viel Äpfel und auch Birnen" — „Und wir alle wollen dir dazu ein Hoch noch geben" hervorsticht. Nur die Stellen: „Sie werfen umher mit Spiessen und Sper", besonders das kraftvolle kurze: „Nehmt euch in acht, Reicht nicht die Hand", in XIV zeigen in Rhythmus und Gedanke, dass die Seele des Verfassers einen höheren Flug zu nehmen vermag. Dass der Gratulant sich den Punsch „ohne Dornen, ohne Hecken", d. h. wohl ohne Bedenken oder ungestört, schmecken lassen will, ist wohl dem Reime, dem Vater vieler schöner Gedanken, zuzuschreiben. Den Reim „Wunsch—Punsch" hat sich kaum je ein jugendlicher Gelegenheitsdichter bei einem Festcarmen entgehen lassen, so wenig er in anderem Zusammenhang den ebenfalls assoziativ nahe gelegten Reim „Mutter"—„Butter" (auch „Futter") unterdrücken wird. Im übrigen fechten Reimschwierigkeiten den Autor wenig an.

XVI.

Der nächtliche Posten.

„Draussen ist es kühle Nacht.
Alle, alle schlafen schon.
Nur der ferne Posten wacht
Und schaut auf zu Stern und Mond.

Er denkt an Gottes Güte,
Die ihn bisher geführt.
Doch ist er auch sehr müde,
Er steht schon lange da.

Er denkt an seine Eltern
Und an die Gattin fern,
Wie sie vom grossen Weltherrn
Beschützet würden gut.

Doch wird er immer müder,
Er fängt zu schlafen an.

Doch plötzlich wird er wieder
Wach und gedenkt der Pflicht.

Da sieht er plötzlich schleichen
'nen feindlichen Spion.
Doch tut er nun nicht weichen,
Sondern er ruft mit Hohn:

„Steh still, du falscher Wicht!
Sonst geht es dir gar übel.
Ich lösch dein Lebenslicht,
So dass du nie heimkehrst."

Da rauscht's und raschelt's im Gebüsch.
Er streckt den Schurken gar schnell nieder.
Es stehen da vor ihm ganz frisch
Wohl hundert feindliche Soldaten.

Er feuert drauf, es fallen Leichen
Aus seiner Feinde grossen Zahl.
Es kommen Brüder auf dies Zeichen,
Die finden ihn umringt von vielen vor.

Sie hauen drauf, sie werfen alle nieder,
Doch ist er nicht mehr da zu finden.
Sie suchen jetzt und suchen immer wieder.
Da endlich liegt er still am Boden.

Er liegt verwundet da und spricht:
„Ihr Brüder, bringt viel Grüsse heim
An Weib und Eltern. Lasst mich nicht
Hier sterben und begrabt mich nur daheim.

Lebt wohl!" Mit diesen Worten scheidet er,
Die Freunde tun ihm seinen Willen.
Ihn betrauert nicht ein grosses Heer.
Nur wenig Freunde von ihm sind es.

Es trauert sein Weib auch gar so sehr.
Doch macht ihn das nicht lebendig.
Er fiel für Vaterlandes Ehr.
Das ist des Ruhms genug für ihn."

Fr. Kr. (etwa 14 Jahre alt) hat den Stoff wohl selbst ersonnen. Hie und da glaubt man den Ton des Volksliedes zu hören. Der Schluss hat einige bedeutsame Reflexionen.

XVII.

„Am Namenstag des Königs.

Unserm König rufet „Hoch!"
Der des Landes Glück ernähret.
Leicht ja ist der Herrschaft Joch,
Wenn die Liebe es verkläret.

Gross und schön ist's König sein
Und des Rechtes Schwert zu tragen,
Ihm zu walten stark und rein
In den sturmdurchwehten Tagen.

Und zu sehn des Ruhmes Licht
In der Zukunft sich erheben
Und des Dankes fromme Pflicht
Einzuernten für sein Streben.

Aber schwer ist auch die Bürde
Für die Schultern, für die müden.
Spät kommt des Erfolges Zierde,
Spät auch erst des Dankes Frieden.

Und es wächst nur eine Blume,
Die dem Throne Duft verleihet,
Lieblich lacht vorm grössten Ruhme
Und der Sorgen Wucht zerstreuet.

Das ist Liebe, die wir zeigen
Für den Fürsten treu und frei,
Die der Blum' ist zu vergleichen,
Welche duftet in dem Mai.

Sie lasst uns ihm wohlgemut
Bringen zu dem Namenstage,
Dass er sie als heilig Gut
Still in seinem Herzen trage.

Und wenn wild die Wogen rauschen,
Lasst uns ziehn das lichte Schwert,
Ihr als unsrer Losung lauschen
Und wir sind des Sieges wert.

Unserm König rufet „Hoch" usw.

Der Knabe, der dieses Gedicht zum festlichen Anlass in kürzester Frist herstellte, war dem vorigen ungefähr gleichaltrig (etwa 14jährig). Die unvergleichlich straffere Komposition und die gewähltere Form sind wohl seiner nach Aussage

sämtlicher Lehrer ganz hervorragenden Begabung und seiner höheren Bildung zuzuschreiben. Auch der Ausdruck ist fast durchweg angemessen und ungezwungen. Nur zwei Stellen sind dunkel („Die Blume, die lieblich lacht vorm grössten Ruhme“, „Ihr als unsrer Losung lauschen“) und eine Katachrese (Die Blume, „die der Sorgen Wucht zerstreut“) ist fast eher geeignet den Bilderreichtum seiner Phantasie zu enthüllen als einen Lieblingsfehler jugendlicher Stilisten zu illustrieren. Katachrese ist ohne Phantasie nicht möglich, weshalb sie denn wohl auch in den zuvor mitgeteilten Proben nicht erscheint. Denn wenn nach XII sich die Isar in die Donau „mit raschem Fuss ergiesst“, so hat sich zu diesem Widerspruch der Dichter nicht durch seine Phantasie verführen lassen (er konnte ebenso gut sagen: „Die hin zur Donau eilet mit schnellem Fuss“), sondern durch Wort- und Reimnot.

Das Gedicht kann zugleich als Muster von Gedichten dienen, wie sie Knaben in den Jahren 14—17 etwa anfertigen. An manchen Gymnasien besteht die Übung, in den obersten Klassen „metrische Versuche“ zu veranstalten. Ich halte das auf Grund der hier bestätigten Tatsache, dass Kinder durch Anhören und Lektüre von Gedichten frühzeitig zur Nachahmung angeregt werden können, für wohlberechtigt. Mit 16 und 17 Jahren wagen auch Knaben, die weniger begabt sind, als Goethe war, schon Dramen oder Epen, immer unter dem Einflusse der Lektüre. Von einem Knaben ist mir dies schon aus dessen 12. und 14. Jahre bekannt. Die Gabe, zu guter Stunde einen „hübschen“ Gedanken in gewandte Reime zu stecken, ist viel verbreiteter, als man gewöhnlich annimmt. Dass hierdurch vor allem das Verständnis für Dichtungen gefördert wird, ist keinem Zweifel unterworfen. Was Lichtwark vor allem von der Entwicklung des musikalischen Verständnisses mit Recht behauptet und für den Geschmack in Sachen der bildenden Künste in Anwendung bringen möchte, erweist sich so auch gegenüber der Dichtkunst als giltig: Die Erziehung zum Dilettantismus ist die beste Erziehung zum Kunstverstehen. Die meisten Gönner der dichterischen Muse haben einmal „Verse verbrochen“ und zwar nicht nur zur Zeit der ersten Liebe. Und viele werden sogar noch immer im stillen auf dem Altare opfern, den sie verehren. Ich würde daher nicht einmal darin eine Übertreibung sehen,

wenn man zu gelegentlichen metrischen Übungen möglichst alle Schüler höherer Anstalten im reiferen Alter veranlasste, die poetisch Veranlagten früher, die andern später. Denn wie genügende Fälle lehren, erwacht die Lnst am Verse oft anch noch in Erwachsenen. Aber da die Schnlung in der Form fehlt, fallen sie in die nämlichen oder ähnlichen Fehler wie die von uns aufgeführten Kinder, und da, was in der Jugend verzeihlich, im Alter lächerlich ist, sind solche Dichter Zielscheibe des Spottes.

Die wiedergegebenen Gedichte würden für die Psychologie noch höheren Wert haben, wenn feststände, dass ihre Verfasser auch noch im höheren Alter der Muse treu blieben und wenn etwa spätere Werke neben jene früheren zum Vergleich gestellt werden könnten. Berichten kann ich einstweilen nur, dass der Dichter von XVII noch jetzt, nach beiläufig 28 Jahren, seine Gefühle gerne in Reime giesst und, wie ich höre, bei allen denen, die er mit seinen Liedern bekannt macht, grössten Beifall findet.

Bedeutenderes Material an Gedichten aus der Zeit vor dem 15. Lebensjahre ist mir bis jetzt nicht znr Verfügung. Einen mir zu Gebote stehenden kleinen Zyklus lyrischer und epischer Gedichte eines Knaben vermag ich nicht zn datieren. So auch nicht seine folgenden Albumverse:

„Sei fromm und zufrieden,
Sei heiter und rein.
Dann wirst schon hienieden
Ein Englein du sein.“

„Durch des Lebens Pilgerreise
Wandle du auf Rosen hin,
Bis dir in dem Engelkreise
Himmelfreuden schöner blühn.“

„Wahre Eintracht, wahre Liebe
Sollen unsre Herzen binden
Und die jungen Freundschaftstriebe
Sollen selbst im Grab nicht schwinden.“

Wer je einen Blick in die Stammbücher unserer Kinder getan hat, findet hier ihre Blumensprache nnd ihren Gedankenkreis, der auf das 18. Jahrhnndert znrückgehen mag, nnschwer wieder. Die Stammbuch-Manie steht bei Kindern gewöhnlich

um die Jahre 10—14 in Blüte. Danach wird sie in der Regel verachtet. Auch jene kurzen Verse, die zudem, weil sie der Phantasie keinen weiten Flug zumuten, dem jugendlichen Geiste leichter gefallen sein mögen, gewähren kein anderes Bild als die vorausgegangene Serie. Besonders nahe stehen sie der Nummer III unsrer Sammlung.

Es wäre natürlich, schon um ein nur ein problematisches Urteil bilden zu können, wünschenswert, wenn die Sammlung erweitert und besonders durch ähnliche Belege aus der kindlichen Poesie anderer Nationen ergänzt werden könnte. Calderon hat, wie in seinen Biographien zu lesen steht, als 10jähriger im Verein mit zwei Schulgenossen am Jesuitengymnasium zu Madrid im zweiten Schulgange ein Drama „Der beste Freund der Tote“ zustande gebracht; ihm gehörte der dritte Akt des Werkes an. Im 13. Lebensjahr schrieb er allein das Stück „Der Himmelswagen oder der heilige Elias“. Man geht wohl nicht fehl, wenn man den grösseren Teil den poesieliebenden Jesuiten zugute schreibt. Der Geist der Kinder amalgamiert sich aufs leichteste fremdes Eigentum, und da sie auf das „Woher“ nicht achten und darum sich auch auf die Quelle nicht erinnern können, betrachten sie das Entliehene ohne weiteres optima fide als ihr Eigentum. Wie oft hört man von den Kindern (noch im 9. Lebensjahr und wohl auch später), wenn man sie bei sicher nicht selbsterfundenen Versen nach dem „Woher“ fragt, die Antwort: „Das habe ich mir selbst herausgedacht“[35]). Belehrt sie der Erwachsene über die fremde Herkunft, so glauben sie ihm nicht leicht. Noch der 18jährige Absolvent unserer Gymnasien bildet sich ehrlich ein, dass er viele ihm in langem Unterrichte beigebrachte Gedanken aus sich selbst habe. Zu beachten ist an der Notiz aus Calderons Entwickelung, dass er zuerst nur einen Akt zu fertigen vermag, während er drei Jahre später sich bereits an ein ganzes Stück macht. Wenn ich recht unterrichtet bin, sind seine Jugenddramen alle verloren gegangen. Man darf in solchem Verluste bei ihm wie bei andern, wenn auch mit Vorbehalt, ein Zeichen für den geringen Wert der frühen Leistungen erblicken.

Die Summe unserer Beobachtungen und Erwägungen lässt sich vorläufig ungefähr in folgende Sätze fassen:

Bis jetzt ist ein wirklich innerlich vollkommen ent-

sprechendes Gedicht von Kindeshand nicht aufgezeigt worden. Eine grosse Reihe tatsächlich nachweisbarer kindlicher Gedichte ist wenig fruchtbar an originellen poetischen Gedanken, während logische Gefüge in ihnen häufiger sind. Es lässt sich vermuten, dass das poetische Verständnis eher erwacht als die poetische Kraft, und wohl auch, dass poetische Kunst die Entwicklung der Vernunft zur Voraussetzung hat.

Storm meint im Nachwort zu „Pole Poppenspäler“, die guten Kindergeschichten seien ursprünglich nicht für Kinder zu schreiben. Wenn man sich auf Goethes Mitteilungen über seine Jugendmärchen besinnt, könnte man daran zweifeln. Und doch wird Storm Recht haben. Die Erzählungen aus Kindesmund, die ich beobachten konnte, waren keineswegs geist- und kunstreich. Wollten wir dies auch von den Schriften für Kinder verlangen, so erhielten wir eine unbrauchbare Jugendliteratur.

Andrerseits wäre aber auch die Annahme den Tatsachen zuwider, als quelle die poetische Kraft erst im „reiferen“ Alter mit einem Male auf. Auch sie fügt sich dem Gesetze des geistigen Wachstums und erfordert eine lange stetige aufsteigende Entwicklung von früh auf (vielleicht schon vom 4. oder 5. Lebensjahre an). Ist jedoch einmal die Vorbereitung auf ihrer Höhe angelangt, so bricht die Kunst mit einem Schlage in tausend Blüten auf, bei dem einen früher, bei dem andern später. Calderon hatte sich wohl schon im 20., Goethe, bei dem jedoch auch die fortgeschrittene Gesamtkultur der Zeit eine ausgedehntere geistige Arbeit erforderte und körperliche Leiden hemmend wirkten, erst im 23. Lebensjahre voll entfaltet. Körner wurde 22, Hauff 25 Jahre alt durch den Tod aus reichster dichterischer Tätigkeit herausgerissen.

Dass sich bei Mädchen das Formgefühl früher vervollkommnet als bei Knaben, wage ich auf die wenigen von Mädchen herrührenden Verse hin noch nicht zu behaupten.

Unsere Mitteilungen beschränken sich darauf, Tatsächlichkeiten festzuhalten. Es ist dies begreiflich, da eine Erörterung über das „Warum“ dieser Dinge sich vorläufig nur in sehr gewundenen Linien fortbewegen könnte. Aber freuen wollen wir uns doch, dass das kindliche Spiel sich auch auf Verse und Reime erstreckt! An Goethe sehen wir, dass köstliche Früchte aus jenen wilden Blüten hervorwachsen können.

Anmerkungen.

Allgemeine Bemerkung. Der erste Aufsatz war ursprünglich in Form eines „populärwissenschaftlichen Vortrags" gegeben. Der festliche Anlass der Veröffentlichung des Büchleins möge es rechtfertigen, wenn die leichtgeschürzte Darstellung für den Druck beibehalten und auch im zweiten Versuch über die „Dichtkunst" des Kindes angewandt wurde.

S. 1. 1) S. z. B. Thomas S. Th. II 2 qu. 10, a. 12 quamdiu usum rationis non habet puer, non differt ab animali irrationali. Thomas zieht daraus die praktische Folgerung, das Kind stehe sub cura parentis und werde durch dessen Vernunft geleitet.

S. 2. 2) Vgl. zum Vorstehenden B. Erdmann, Die Psychologie des Kindes, Bonn 1901, der (besonders S. 33 ff.) ein für viele erlösendes Wort gesprochen hat, sowie W. Aments fleissigen und sachkundigen Bericht „Fortschritt der Kinderseelenkunde 1895 bis 1903", Leipzig 1904. (Auch im „Archiv für die gesamte Psychologie", herausgegeben von E. Meumann.) Eine Geschichte der Kinderpsychologie, für die u. a. E. Egger, Beobachtungen und Betrachtungen über die Entwicklung der Intelligenz und der Sprache bei den Kindern. Übersetzt von H. Gassner, Leipzig 1903, Fingerzeige gibt, scheint mir Bedürfnis.

S. 2. 3) Das Folgende stützt sich besonders auf J. A. Sikorsky, Die Seele des Kindes, Leipzig 1902, ein Buch, in dem ein ausgedehntes Erfahrungsmaterial zu Rate gezogen ist. Aber auch auf E. Meumann, Entstehung und Ziele der experimentellen Pädagogik, in der Zeitschrift „Die deutsche Schule", V Berlin und Leipzig 1901, S. 65 ff., 139 ff., 213 ff., 272 ff.

S. 2. 4) Sikorsky a. a. O. S. 14. Vgl. dagegen S. 21: „In den ersten Stunden" . . . „fühlt das Kind Wärmeunterschiede recht schwach" usw.

S. 3. 5) Das vorstehende richtet sich gegen Sikorsky S. 12 f. Eine weiter angezogene Analogie aus dem Tierleben hat natürlich noch weniger Beweiskraft. Jederman weiss, dass die Tiere einen schärferen Geruch als die Menschen haben. Es ist daher ganz er-

klärlich, dass das kortikale Geruchszentrum beim Tier als der erste kortikale Anbau über den grossen Hirnganglien erscheint. Preyer, der nach vorausgegangener Geruchstätigkeit eine Periode der Anosmie behauptet, drückt sich vorsichtiger aus als Sikorsky.

S. 3. 6) Nach dem Tagebuch der E.-M. — I. I. machte bei der Geburt die Augen weit auf, hielt sie aber dann meist geschlossen, besonders das linke. Ich gebe hier und im folgenden auch Notizen aus einem von mir selbst geführten Tagebuche, teils um Bekanntes zu bestätigen, teils um die eine oder andere neue Behauptung zu belegen. Es ist natürlich, dass die Zeitangaben nur annähernd mit den von Preyer vorgebrachten stimmen. Bekanntlich entwickeln sich nicht alle Kinder zeitlich gleichmässig. Zudem hat meines Erachtens Preyer selbst im Tage zu wenig Stunden dem Kinde gewidmet. Bei höherem Alter zeigen Kinder gegenüber dem, der selten kommt, ziemliche Scheu. Die Erwachsenen aber unterliegen ihrerseits dem Gesetze, dass sie weniger hervortretende Eigenheiten auch des kindlichen Seelenlebens in der Regel erst dann beachten, wenn sich diese Eigenheiten wiederholt haben. Endlich treten neue Erscheinungen gerne nur einige wenige Male im Tage auf, um zunächst für kürzere oder längere Zeit seltener zu werden oder zu verschwinden. So kann es geschehen, dass, wer nicht ständig oder häufig beobachtet, mit seinen Aufzeichnungen zu spät kommt. Aus dem Gesagten erhellt auch, dass Aufzeichnungen sofort gemacht werden müssen.

S. 3. 7) E.-M. am 3. Tage.

S. 3. 8) I. I. am 10. Tag: „Die Augen funktionieren jetzt gleichmässig“. E.-M. (9. Tag): „Umsichblicken nicht mehr“. Also muss sie inzwischen öfters Augenbewegungen gemacht haben, die ungefähr als Umsichblicken bezeichnet werden konnten. I. I. schielte aber noch häufig bis zum 18. Tage hin.

S. 4. 9) I. I. 12. Tag: Sie schaute sich heute, wie ganz deutlich ist, um, gleichsam verwundert und andächtig. E.-M. 10. Tag: Sie fixiert einzelne Persönlichkeiten, und, wie es scheint, auch Gegenstände.

S. 4. 10) E.-M. 10. Tag, 11. Tag: Sie schaut hell und klar mit weiten Augen uns an.

S. 4. 11) E.-M. v. 5. I 03. — I. I. verfolgte am 18. Tage meine Fingerbewegungen unter leichtem Stirnrunzeln (Stirnrunzeln vom 2. Tage ab beim Schreien beobachtet, noch im 2. Jahre bei angestrengter Aufmerksamkeit oder bei der Absicht des Sprechens vor der Ausführung zu beobachten). Als ich die Finger oberhalb ihrer Stirn gegen die Haare hin bewegte, folgte sie ganz gut mit beiden Augen, ohne zu schielen. — Die Lampe soll I. I. schon während der ersten 9 Tage betrachtet haben; sicher geschah es am 20. Tag.

S. 4. 12) Aus der späteren Entwickelung des Gesichtssinnes scheint mir Nachstehendes von Interesse. I. I. 1 Jahr $4^1/_2$ Monate alt: Kleine Hunde werden mit „Wogg“, grosse mit „Hajagg“ be-

zeichnet. Der kleinere Haushund heisst „Flock“, von ihr „Wogg“ genannt, der grössere „Harras“ (= „Hajagg“). Die Unterscheidung für Grössen bildet sich wohl bald aus. Dass die Kinder immer grösser sein wollen, als sie sind, ist allbekannt. (Diese Sucht fand sich bei einem Knaben besonders im 5. Lebensjahre ausgeprägt.) Die bei den alten Griechen und in der Renaissancezeit nachweisbare Wertschätzung der Grösse als eines Zugs der Schönheit oder sittlichen Vorrangs ist vielleicht ein Überrest solch kindlich-natürlicher Taxation. Wie gerne sich die Gedanken der Kinder in diesem Kreise aufhalten, besagt folgende Frage eines $3\frac{1}{2}$jährigen an seinen Vater: „Gelt, wenn ich gross bin, dann wirst du klein?“ Der inhaltlich gleiche Gedankengang wurde auch an anderen Kindern beobachtet. — $5\frac{1}{2}$ Jahr alt findet ein Knabe, dass Gott, den er sich als erwachsen, also räumlich gross, vorstellt, nicht in einen kleinen Raum gehen könne. Von den „Riesen“, die ihn viel in Anspruch nehmen, glaubt er u. a., dass sie allein auf einmaliges Hören etwas Schwereres lernen können. Es war ihm gesagt worden, Goethe sei ein grösserer Dichter als Schiller. Er nennt deshalb von zwei ungleich hohen Türen eines Zimmers, die sich neben einander befinden, die höhere Goethe-, die niedere Schillertür (5 J. 8 M.). Der Mutter und dem Vater versichert er oft, er habe sie so gerne wie die ganze Strasse, in der man wohnte. Um etwas ganz Kleines zu bezeichnen, gebraucht er den Vergleich einer „Nadelspitze“ (Bitte, noch eine Nadelspitze Gemüse). Dies etwa 1 Jahr später.

S. 5. 13) I. I. hatte schon am 1. Tag scharfes Gehör und soll den Kopf auf das Sprechen der Erwachsenen hin bewegt haben. Das mag auffallend sein. Aber das Kind blieb bis zum 9. Lebensjahre selbst im Schlaf für Geräusch sehr empfindlich. 2. Tag: Sie lässt sich durch Wispern sofort begütigen. — 16. Tag: Es ertönt aus der Wohnung über eine Stiege (in dem sehr gut akustischen Hause) Klavierspiel. Sie lauscht mit gespanntem Ausdruck, ohne ein Auge zu verwenden. Ebenso an den zwei folgenden Tagen. — 16. Tag: Ich sang ihr einige Studentenlieder vor; sie liess sich dadurch beruhigen. Als ich zu singen aufhörte, fing sie wieder zu schreien an. Feines Pfeifen hatte keinen Erfolg. — 18. Tag: Als beim Türöffnen die Klinke heftig knackte, fuhr sie heftig zusammen und weinte. — 33. Tag: Sie schaute sich, als die Mutter sie von rückwärts anrief, um. — Die Entwickelung des musikalischen Verständnisses beim Kinde bedürfte einer eigenen Untersuchung. Ein Kind, das jetzt mit $8\frac{1}{2}$ Jahren sehr musikalisch ist, zeigte bereits in frühester Jugend Anlagen und später besonderes Interesse für Töne und Tonfolgen. (Tagebuch I. I. $8\frac{1}{2}$ Monate alt: Sie macht, besonders wenn sie allein ist, Tonübungen und zwar zuerst die Terz zu irgend einem Ton, dann Quart, Quint, Sext. Sie trifft immer wieder genau den Ausgangston. Dieselbe, $10\frac{1}{2}$ Monate alt: Sie lacht, als ihr eine Melodie „Hinaus, hinaus ins grüne Feld“ vorgesungen wird). Ein anderes vermochte mit $1\frac{1}{4}$ Jahren den ersten Takt der Melodie „Kukuk, Kukuk, rufts aus dem Wald“ mit dem Texte „La

la, La la, La la la la", also das „La la, La la" ziemlich getreu — freilich etwas rauh — nachzusingen; der zweite Takt dagegen wurde neu rhythmisch, aber nicht melodisch getroffen. Aus W. Dilthey, Philos. Aufsätze für Zeller, Leipzig 1887, S. 402 setze ich eine Stelle über das allgemein zu beobachtende Spielen des Kindes mit dem Tonwechsel hierher: „Wie dasselbe der Ausdruck überschüssiger Kraft ist, ist es in der Morgenfrühe beim Kinde am stärksten. Höhe und Tiefe der Töne, Stärke und Schnelligkeit in ihrer Abfolge und selbst der Vokalwechsel stehen zu den Stimmungen des Kindes in gesetzmässigen Beziehungen. Auf diesem Verhältnis sind dann der Ausdruck in der Musik, gewisse natürliche Elemente aller Sprachen (nämlich das Symbolische im Tonmaterial, das zu geistigen Vorgängen in festen Beziehungen steht) sowie Betonung und Rhythmus in der Rede begründet". — Ein Knabe von 3 Jahren 4 Monaten sang nachts $1^1/_2$ Stunden nach dem Bettgehen sehr laut ein Lied, dessen Text er vorher nicht gehört hatte, stellenweise Unsinn. Am Tag danach sang er selbstgemachte Verse. Das tut er noch zwei Monate danach morgens und abends im Bette, wie nach dem Mittagessen. Damals nahm, wenn er etwas betonen wollte, seine Stimme einen singenden Ton an. Mit 7 Jahren 1 Monat bittet er bei Tisch singend, stets mit derselben Melodie, um die einzelnen Speisen; ebenso bittet er auf der Strasse singend um dies oder jenes. Seine musikalische Begabnng ist dabei gering.

S 5. 14) Sikorsky, S. 29.

S. 6. 15) Ein Mädchen war $4^1/_2$ Monate nach seiner Geburt von dem Vater getrennt worden. 4 Monate später kommt sie wieder zu ihm. Sie ist gegen den Vater anfänglich freundlich, bald aber fremd. Dann macht sie jedoch in der Behandlung einen Unterschied zwischen dem Papa mit Zwicker, den sie anerkennt, und dem Papa ohne Zwicker, gegen den sie scheu tut. Nach einer Woche hat das Kind aber entdeckt, dass der Zwicker nicht zum Vater gehört. Denn sie ist auch gegen den Zwickerlosen freundlich; ja sie versucht selbst, den Zwicker vom Gesicht wegzureissen. Die Mutter, die nur 14 Tage von ihm ferne war, wurde vom ersten Wiedersehen an wie früher behandelt. Als das Kind 1 Jahr und fast 2 Monate alt ist, verlassen die Eltern mit ihm auf 11 Tage das Haus. Wie es wieder zurückkommt, begrüsst es mit grosser Freude die alten Gegenstände. Ein Spielzeug aus Stoff, einen Hund darstellend, mit dem es nur einmal am Tage der Abreise gespielt hatte, nennt es sofort „Wawa". Bei dem Wort „Nelly" sucht es auf dem Boden (der — wirkliche — Hund, der diesen Namen trägt, ist meilenweit entfernt). — G. sieht, 5 Jahre 3 Monate alt, ein Bild von Dreyfus. $2^1/_2$ Monate später sieht er anderwärts das nämliche Bild und sagt sofort: „Das ist der Dreyfus". „Woher weisst du das?" „Du hast es mir ja selbst in A. gezeigt". — Als er 5 Jahre 5 Monate alt ist, wird ihm ein Genrebild gezeigt mit den Worten „So ähnlich malt der Knaus". Nach drei Wochen sieht er das gleiche Bild und reproduzierte: „So ähnlich malt der Knaus". Um kleinere Gedichtchen

auswendig zu lernen, braucht er etwa 6, für solche von 8 Zeilen bald darauf 10 Wiederholungen. Ein Mädchen von 6 Jahren hörte ein längeres Gedicht etwa 6 mal (ohne es eigentlich sich willentlich einzuprägen) und sagt es dann von selbst auf. Mit 5 Jahre 8 Monate hat jener selbst ein Bewusstsein davon, dass man zum Einprägen Zeit brauche. Als ihm eine Gedichtstrophe zum Nachsagen vorgesprochen wird, erwidert er: „So schnell kann ich das nicht, das können nur die Riesen". Der Knabe erblickt um die gleiche Zeit die Adresse eines Briefes. Er kann noch nichts lesen, sagt aber ohne weiteres: „Der Brief ist von der Tante M." (wohl kaum blosse Divination). — Von der Kraft der Einprägung im späteren Alter gibt folgender Fall einen Begriff. Einem Knaben E. Pf. von 11 Jahren wird das Thema: „Der Gemsjäger und die Gemse" gegeben. Er darf Hilfsmittel diskret benutzen, aber den Aufsatz nicht abschreiben. Die Diktion soll durchaus von ihm ausgehen. Als er seinen Aufsatz bringt, glaubt man, er habe doch unmittelbar abgeschrieben. Man veranlasst ihn sofort das Thema, ohne alle Hilfsmittel, neu zu bearbeiten. In kürzester Zeit (etwas über $^1/_4$ Stunde) ist er fertig. Seine zweite Ausführung stimmt fast wörtlich mit der ersten, ist aber doch so gehalten, dass man merkt, er hatte nicht etwa ein gelesenes Stück mühsam auswendig gelernt. Aber auch für den Fall, dass er es seiner Zeit auswendig lernte, ist die neue Niederschrift eine Gedächtnisleistung. Denn die Aufforderung, das Stück noch einmal niederzuschreiben, kam ihm überraschend. Der neue Aufsatz bestand aus 166 Wörtern, von denen er etwa 100 gemerkt haben musste, wenn er aus dem Gedächtnisse abschrieb. Die neue Niederschrift lautete mit den wenigen Korrekturen:

„Der Gemsjäger und die Gemse. Frühling ist's. In der Ebene haben schon längst Veilchen und Anemonien schüchtern, zwischen den Sträuchern und Bäumen des Waldes versteckt, ihre zarten Kelche entfaltet und üppiges Grün ziert bereits Wald und Feld. Da beginnt auch in den Schweizer Alpen reges Leben. Ein warmer Föhnwind weht über Täler und Almen hinweg und auch auf den gesegneten Fluren des Hochlands zeigen sich die ersten Frühlingsboten. In den höher gelegenen Regionen blühen Alpenrosen und Edelweiss und Farnkräuter neigen, vom Winde bewegt, ihre breiten Blätter zur Erde hernieder, da erwachen auch die Tiere aus ihrem Winterschlafe. Die Hirsche ziehen wieder regelmässig zur Äsung auf das Feld und Reinecke Fuchs schleicht [vorsichtig, spähend] um den Hühnerstall, vorsichtig spähend, ob [ni] da und dort nicht eine fette Gans, [und] oder ein stolzer Hahn zu stehlen sei. Die Gemsen springen von Fels zu Fels, und so zieht auch der Gemsjäger hinaus, den (dick) kräftigen Bergstock in der Hand und die Büchse über der Schulter, mühsam [über die] steile Felsen und Berge zu erklimmen, [und] um auf diese flinken Tiere zu jagen."

Der Knabe, der bei der ganzen Sache von einer lügenhaften Angabe nichts zu erhoffen hatte, behauptete nicht zu wissen, woher er das Ganze habe. Dass er es irgendwo gelesen haben

konnte, leugnete er nicht. Er war sehr begabt. Dass viele Kinder von 11 Jahren aus dem Gedächtnis solche Prosa-Stücke reproduzieren können oder dass sie in der Weise selbst komponieren, ist mir nicht bekannt.

S. 9. 16) Vgl. Sikorsky, S. 30.

S. 11 17) I. I. 11 Monate 1 Tag alt: Sie bläst die kalte Vanillesauce an, da sie sah. dass die (heisse) Suppe oder das (gekochte) Ei, bevor sie ihr gereicht wurden, zum Abkühlen angeblasen wurden. Am gleichen Tage soll sie ein hölzernes Stopfei und ein leeres Löffelchen, kürzlich auch kaltes Wasser angeblasen haben.

S. 11. 18) Zum Nachstehenden vgl. besonders W. Ament, Die Entwicklung von Sprechen und Denken beim Kinde. Leipzig 1899 und E. Meumann a. a. O. (siehe Anm. 3).

S. 12. 19) Zum Vorhergehenden und zum Folgenden: I. I. 5. Tag: Man will dreimal „mamm" gehört haben. Uä, uä Ausdruck des Schmerzes. 16. Tag: Beim Trinken behagliche Laute, meist so etwas wie kurz abgestossenes „a" (halb in „ä" übergehend). So manchmal auch im Schlafen („Uä" noch immer Laut des Schmerzes). 32. Tag: Sie will sich unterhalten, kein Geschrei mehr, gurgelnde Töne. Dieselbe 1 Monat 16 Tage alt: Ihr Schreien wird immer melodischer. Sie wollte von selbst sprechen (?). Beim Schreien hörte ich (statt „ä") zum ersten Male reines „a". Beim Trinken stiess sie Laute aus, die man mit „Mămă" oder besser mit „Wăwă" (kurz abgestossen) umschreiben kann. Dieselbe $9^1/_2$ Monate: Das erste Mal ein ganz deutliches „Băbă". Die Schwägerinnen wollen schon einige Tage vorher „Papa" und „Mama" gehört haben. Es gingen, wie auch meine Schwester D. von ihrem Sohne Hermann berichtet, längere Übungen mit „rrrr" (sprudelnd, nach süddeutschem Ausdruck „lorpsend" d. h. als Gaumen-R gegeben) voraus. Dieses bâbabâbabâbabâwa, mit wa untermischt, wird häufig geübt. Auf dem Rücken liegend meist „rrrr". Anwendung auf ihren Vater ist noch nicht vorhanden. Jedoch schaut das Kind auf die Frage der Erwachsenen: „Wo ist der Papa?" auf ihn, ebenso bei entsprechenden anderen Fragen auf Grossvater, Grossmutter, Tante usw. Auf die Frage: „Wo ist Nelly?" (Hündchen) sieht sie, sich vorwärts beugend, auf den Boden. — Einzelne Laute „Erräñ", „abrrr". — Das Bâba ungemein sanft, melancholisch. — Nächster Tag: Als ihr „Mama" deutlich vorgesagt wird, sieht sie genau auf den Mund des Sprechenden, bringt aber „Bâba" heraus. Weitere Sprechversuche. Nach vier Tagen: „Mabâba". Später: „Amâmabâba", „Mabâba". Nach Aussage der Grossmama übt das Kind in der Frühe, wenn es sich ungesehen glaubt. — Dieselbe 10 Monate 2 Tage alt: „Mama" sagt das Kind besonders, wenn sie Hilfe braucht, bei Hunger oder sonstigen unangenehmen Gefühlen. Jedoch auch sonst. „Papa", wenn sie munter ist und plaudern will. — Dieselbe 10 Monate 4 Tage alt: Heute belauschte ich ihre allmorgentlichen Sprechübungen um $5^1/_4$ Uhr Vorm., „Mama" tritt in den Vordergrund, „Papa" hört man selten. Meist „Mamamamamama" dann „Ma",

„Ma“ deutlich abgestossen, dann „Mab“, dazwischen auch „Bam“ und einige graphisch nicht festznstellende Lante. Dann wieder Gnrgelübungen mit „rrrr“. — 10 Monate 10 Tage: Heute hörte die Mutter anch die Silben „Mämä“. — 10 Monate 11 Tage: Heute früh $5^3/_4$ Uhr hörte ich zum ersten Male, wie sie silbenweise „papa“ sprach mitten unter „ba-ba“. — E.-M. 8 Monate 18 Tage alt: Ihren Willen drückt sie durch eigentümliche Schnarrlaute aus, so wenn sie auf den Boden kommen oder auf dem Arm des Vaters tanzen will. Auf Kommando sagt sie „Mama“. Spontanes „Mama“ vorzugsweise Schmerzlaut, „Papa“ bei Behagen. — Die Lehre von den menschlichen Interjektionen, für die auch die sonderbaren Transskriptionen der wirklichen Gefühlsausdrücke bei Dramatikern wie Sophokles (Philoktet), Aristophanes und Gerhard Hauptmann heranzuziehen sind, liesse sich übrigens wohl durch die von den tierischen Ausdruckslauten zu einer Theorie der Gefühlslaute ergänzen. Ein dem „M“ ähnlicher Laut für den Schmerz scheint sich auch bei Tieren (Katze und Kuh) zu finden. Natürlich müsste dabei die Verschiedenheit der körperlichen Sprachwerkzeuge berücksichtigt werden.

S. 13. 20) Wollte eine fremde Person sie anfassen, so strebte sie sogar unter dem Angstrufe „Anna, Anna“ vom Arme ihrer Amme weg. — „Anna“ muss natürliche Lautverbindung sein (I. I. 8 Monate 29 Tage: Beim Plaudern brachte sie die Bildung „Baga“ zum Vorscheln, wie schon früher gelegentlich „anna“, „dada“. Hier fehlte der Bezug auf eine Persönlichkeit. Auch für das Alter von 12 Monaten 2 Tagen und 13 Monaten 8 Tagen ist „Mama“ und „Nana“ verzeichnet, diesmal wohl für Persönlichkeiten). Ebenso „Hadda“ (I. I. 13 Monate 8 Tage: „Hådada“ als Laut des Vergnügtseins), von E.-M. als Nachbildung des für sie unaussprechbaren Namens „Gunter“ verwendet. Weiter „Abuta“ mit dem Accent auf „u“ (I. I. 13 Monate 24 Tage alt, aber auch andere Kinder).

S. 13. 21) Ich muss übrigens bestreiten, dass die Verwendung der ersten Worte seitens des Kindes gar so vag ist, wie es hie und da dargestellt wird. Eine Gleichheit des Gefühlscharakters und des Assoziationszusammenhangs muss in jedem Falle vorhanden sein. Für verschiedene Persönlichkeiten wird schwerlich je auch beim jüngsten Kinde der gleiche Name auftreten.

S. 13. 22) Das Hinheften solcher Worte an die betreffenden Gegenstände könnte als Erfahrungskomplikation bezeichnet werden. Denn es kann auf keine Weise demonstriert werden, welcher innere Zusammenhang zwischen der Lautfolge „Papa“ und dem Gesichtsbilde der jedesmal wieder anderen Persönlichkeit besteht. Erfahrungskomplikationen kommen aber wie Erfahrungsassoziationen von aussen. Sonach ist es nicht möglich, dass das noch nicht zu absichtlicher Sprachbildung vorgeschrittene Kind seine Sprache erfindet.

S. 14. 23) Mit $1^1/_2$ Jahr sagt ein Kind, nachdem es zweimal ziemlich richtig „Buddebod“ nachgesprochen hatte, wohl ermüdet, reduplizierend: „Budde-Bndde“. Dies mehrere Male, trotzdem sie

von drei Erwachsenen korrigiert wird. In der Aufregung kommen auch Verquickungen von verschiedenen Wörtern vor. So sagte E.-M. mit $8^1/_2$ Monaten „Mampapa".

S. 15. 24) So E.-M. (eines ihrer ersten Worte).

S. 15. 25) E.-M. im 18. Monate.

S. 16. 26) Zu untersuchen wäre der Gebrauch der possessiven Pronomina. In der Regel haben die Kinder nur „sein", auch als weibliches Pronomen: „Der Mama sein Kleid" usw. Lange Zeit hilft Bereden nichts. Bei einem Knaben drang der sprachrichtige Gebrauch erst mit 5 Jahren 5 Monaten durch. Frage: „Wessen Kind bist du?" Er: „Dem Papa seins und der Mama ihres". — Kindliche Wortneubildungen sind im 6. Jahre (vielleicht auch schon früher) zu beobachten. G. (5 Jahre 5 Monate) riecht an Parfüm; dies treibt ihm Tränen aus den Augen. Er: „Das macht mir grötzliche (von „kratzen"?) Augen". Es wird ihm in einem Märchen erzählt, wie ein böser König mit seinen Räten von Bienen jämmerlich zerstochen wurde, wie dann aber des Königs Tochter dem Witzenspitzel zur Frau gegeben werden musste. „Darauf fand die Hochzeit der Königstochter und Witzenspitzels mit aller Pracht und Herrlichkeit —" Er wirft ein: „Und mit grosser Geschwollenheit statt".

S. 17 27) G. $3^1/_4$ Jahre alt, hört seinen Vater zu einem Erwachsenen sagen: „Die Einrichtung dieser Mühle ist zu modern". Er wendet sich von seiner Beschäftigung ab nach dem Vater zu mit den Worten: „Ja, sie ist modern". Später verwendet er das Wort „interessant" gerne, z. B. „Dieser Möbelwagen ist höchst interessant". 5 Jahre 5 Monate alt bittet er um ein Gemüse, das ähnlich heisse wie „Miserabel", aber etwas anderes sei. Es stellte sich heraus, dass er Kohlraben meinte. Das für ihn interessantere Fremdwort hatte sich ihm also besser eingeprägt. Um dieselbe Zeit gebraucht er gerne „Milliard" für sehr grosse Anzahlen. $5^1/_2$ Jahr nennt er seine Mutter plötzlich „liebe süsse Tabernakel-Mama". „Warum?" „Das Wort ist so schön, das habe ich so gern". „Urahne" erscheint ihm auch fremdartig; er nennt seine Schwester „Urane" statt „Irene". Solche Freude, die sich zuweilen in der lachenden Aussprache zeigt, findet sich noch im 6. und 7. Lebensjahre vor. G. sprach ursprünglich Fremdwörter nicht gerne vor anderen Personen aus, er übte sie zunächst für sich, offenbar weil ihm die Aussprache schwer fiel. — Ein Kind spricht sehr undeutlich. Er sagt: „Das Kind soll nicht so französisch sprechen" (6 Jahre 8 Monate). Dass das Sprachliche Kindern sehr nahe liegt, beweist auch die Beliebtheit von Wortspielereien. Ein Knabe von $3^1/_4$ Jahren setzte gerne in die Worte andere Vokale wie „a", „i", „ü" (selten e, o, u) ein, z. B. „Da sasse Bahne mass ans Batt" statt „Die süsse Bohne muss ins Bett".

S. 17. 28) I. I. 6 Jahre 4 Monate hört zum ersten Mal das Wort „Schnurrbart". Sie lacht und spricht: „Schnurrbart! Schnurren! Wie die Katzen schnurren". Ein Knabe hört, 5 Jahre 1 Monat alt, den

Namen einer Dame Tobanius. Er sofort: Sie hat immer eine Bahn bei sich. In dieser Zeit etymologisiert er fast fortwährend, zuweilen aber auch noch mit 7 Jahren. Man isst bei Tisch Spinat. Er fragt die Schwester, ob sie Spinnen essen möge. Sie „Nein". Er: „Dann darfst du auch keinen Spinat essen, Spinn-Spinat". Ein Schluss a majori ad minus. Missverständnisse. G. ($3^1/_2$ Jahre alt) hört, wie die Köchin zufällig äussert: „Alles Gute kommt von oben". Abends sagt er plötzlich, als er vor dem Vater auf dem Tisch eine süsse Speise stehen sieht, in völligem Ernst: „Alles Guts (= Bonbons, Konfekt usw.) kommt von oben". — Die Schwester sagt: „Morgen macht die Klasse (= der Schülertrupp) einen Ausflug". Er, 5 Jahre 1 Monat: „Das Schulzimmer (= Schulraum) geht fort?" Auch einem anderen Schulkinde machte gerade das doppelsinnige Wort „Klasse" Schwierigkeit.

S. 17. 29) G. bezeichnet $5^1/_2$ Jahre alt einen rechteckig geformten, dicken Pfannkuchen als „Strasse". Auf Befragen erklärt er, das sei Strasse, weil es glatt sei. Er hatte damit gewiss nur einen Teil seines Eindrucks wiedergegeben. Diese Bezeichnung behält er mehrere Jahre bei. Ein viereckig geformtes Konfektstück nennt er (5 Jahre 5 Monat) „Pflasterstein". Ein Mädchen ($6^3/_4$ Jahr) nennt rautenförmige Salmiakpastillen (wegen der gleichen Form) „Fleissbillets".

S. 18. 30) Im 6. Jahre (5 Jahre 5 Monate) fragt ein Knabe dann direkt bei jedem neuen Wort: „Was heisst das?" und unterschied das Sein und die Namen der Dinge.

S. 18. 31) $6^1/_2$ Jahre alt sagt der nämliche plötzlich: „Nicht wahr, die Tiere denken anders als wir?" Auf Befragen, wie er das meine, erklärt er zuerst, sie seien dümmer, sofort danach aber (mit Rücksicht auf gehörte Märchen?), sie seien gescheiter. „Sie wissen so viel".

S. 18. 32) G., $3^1/_2$ Jahr alt, geht an einer Residenz vorüber. „Wer wohnt da drin?" „Der König". „Gelt, heute wohnt er da drin, und morgen dort drin und übermorgen dort drin". Er deutete auf die verschiedenen Flügel des Schlosses, das ihm als Ganzes für einen Einzigen zu gross schien. Derselbe (4 Jahre 11 Monate): „Warum ist der Kneissl getötet worden?" „Weil er Böses getan hat?" „Was hat er getan?" „Er hat einen Gendarmen erschossen". „Wird der Gendarm wieder lebendig, wenn der Kneissl getötet wird?" „Nein". „Ja, warum tötet man dann den Kneissl?" — Derselbe (5 Jahre 2 Monate): „Es ist sehr heiss. O wenn es doch nicht heiss würde im Sommer. Warum wird es denn heiss?" Mutter: „Wenn es nicht heiss würde, würden wir nichts zu essen haben." G.: „Aber wir essen doch auch im Winter und da ist es nicht heiss, sondern kalt." — Demselben (5 Jahre 5 Monate) wird gesagt, gewisse Pflanzen dürfe man nicht essen, weil man sonst sterbe. Er: „Woher weiss man das?" „Von früheren Leuten, die haben es uns erzählt." „Woher wissen es die früheren Leute?" „Aus Büchern, da ist es aufgeschrieben." „Wer hat es in die Bücher hinein-

geschrieben?" „Wieder andere Leute." „Woher haben es die?" „Von früheren". „Ja, einmal müssen es doch Leute zuerst gewusst haben. Woher wissen es die?" „Die haben eben gesehen, wie Leute von den Pflanzen assen und starben". Nun einige Zeit Stillschweigen. Dann: „Ja, da muss es aber in viele Bücher hineingeschrieben worden sein, weil es jetzt so viele Menschen wissen". Derselbe 6 Tage später: „Ist der Nikolaus erschaffen worden?" „Ja". „Ist der liebe Gott auch erschaffen worden?" „Nein". „Ja, aber jemand muss ihn doch erschaffen haben?" „Nein, er hat alles erschaffen, aber er ist nicht erschaffen worden". „Ja, aber wenn jemand da ist, muss er doch immer erschaffen worden sein". „Er wäre nicht lieber Gott, wenn er erschaffen worden wäre". Er hält seinen Satz fest und schweigt erst, als ihm erwidert wird: „Du hast neulich selbst gesagt, irgend jemand muss zuerst gewusst haben, dass manche Pflanzen giftig sind. So muss auch jemand zuerst alles gemacht haben, und das ist Gott". Derselbe umschreibt weitere 16 Tage danach „dumme Leute" mit „Leute, die nichts denken". Er fragt ferner: „Wieviel Salz muss man in den Main schütten, damit er salzig wird wie das Meer?" — Mit $5^1/_2$ Jahren beobachtet er, wie ein Kaffeeteller, den er in der Hand dreht, bald halbrunden, bald sichelförmigen Schatten wirft. Er fragt: „Warum wirft es jetzt den und jetzt den anderen Schatten?" Er nimmt den Teller nach unten und meint, der müsse doch auch einen kreisrunden Schatten werfen können. — 5 Jahre 6 Monate: „Ist Schnee Wasser?" Vater: „Warum meinst du das?" „Weils versinkt" (er meint, weil Schnee schmelzend im Erdboden verschwindet). 5 Jahr $7^1/_2$ Monat: „Papa, wie können die Bilder aus der Laterna magica farbig sein?" „Wie meinst du das?" „Ja pass auf! Der Vorhang, auf welchem die Bilder sind, ist weiss. Und die Gläser in der Laterna magica sind auch weiss. Wie können da die Bilder farbig sein?" — I. I. 6 Jahre 4 Monate: Sie macht den Vater auf einen Brosamen aufmerksam, der an seinem Schnurrbart hängt, und fügt bei: „Nicht wahr, du kannst das nicht merken. An den Haaren spürt man nichts, weil sie so gross sind. An den Lippen spürt mans". Um diese Zeit erregt auch das den Kindern über Gott Mitgeteilte ihr Nachdenken. Goethe fragte sich, etwa 6 Jahre 2 Monate alt, warum Gott der Gnädige und Weise Ungerechte und Gerechte zugleich beim Erdbeben von Lissabon getötet habe. — G. (6 Jahre 1 Monat) hat erfahren, dass eine Kapelle vom Blitz beschädigt wurde. Er fragt: „Warum lässt Gott der Heilige (die Heiligkeit Gottes hat ihn die letzte Zeit viel beschäftigt und mit tiefen Gefühlen erfüllt) die Kapelle zu G. zu Grunde gehen? Das hätte der liebe Gott nicht tun dürfen". — Derselbe $6^3/_4$ Jahre alt: „Der liebe Gott darf nicht böse auf mich sein, da er ja gemacht hat, dass ich böse bin". „Warum?" „Gott hat alles gemacht". Damit vergleiche man folgendes Gespräch mit demselben aus dem 6. Lebensjahre (5 Jahre 4 Monate). Vater: „Das weiss alle Welt". Er: „Wissen es auch die Steine?" Vater: „Nein, die können es nicht

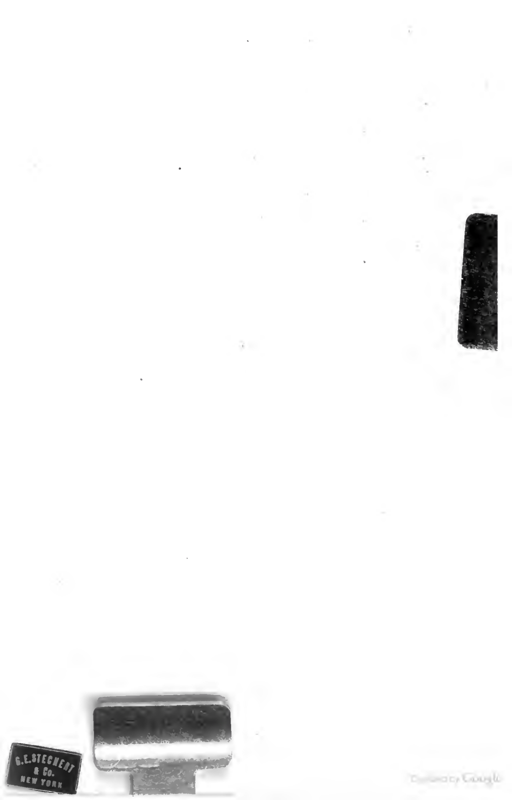
wissen". Er: „Wissen es die Blumen?" Vater: „Nein, die können es auch nicht wissen". Er: „Du hast gemeint, alle Leute wissen das". Nach den Tieren fragt er gleich gar nicht mehr. — Derselbe 7 Jahre 1 Monat alt: „Gott hat manches Dumme gemacht". Befragt, wie er das meine, erklärt er, manche Pflanzen und Tiere seien unnötig. — Einen höheren Stand in der intellektuellen Entwicklung nimmt ein $7^1/_2$jähriges Mädchen ein. Sie fragt unvermittelt den Vater: „Bekommst du auch Zeugnisse?" Da sie und ihre Mitschülerinnen solche erhalten, war ihr wohl zunächst der Schluss gekommen: „Auch die Eltern!" Nun aber zweifelt sie an der Richtigkeit ihrer Folgerung. Daher die Satzfrage. Der Vater erwidert: „Ich teile ja selbst Zeugnisse aus". Das Kind: „Also bist du ein Lehrer". Hier folgert sie demnach mit aller Bestimmtheit. Als sie $7^1/_2$ Jahre alt ist, wird ihr von einem Spassmacher gesagt, der Rauch am Drachenfels, den sie gesehen und nach dessen Ursprung sie gefragt hatte, müsse von dem Drachen auf dem Berg ausgehen. Sie nimmt es ruhig hin, obwohl sie früher die Siegfriedsage gehört hat. Nach einigen Tagen beginnt sie ohne Einleitung dem Spassmacher gegenüber: „Der Siegfried hat doch den Drachen auf dem Drachenfels getötet". „Ja". „Und der Drache lebt doch noch auf dem Drachenfels. Er speit ja noch Feuer. Das gibt es ja nicht" (sie meint wohl, dass ein Getöteter noch Feuer speit). „Vielleicht doch, der Siegfried hat vor 2000 Jahren den Drachen getötet, aber" — Sie: „Ach, und da ist jetzt ein neuer Drachen gekommen". Der Vorfall bezeugt nicht nur, wie im kindlichen Geiste Mitgeteiltes weiterarbeitet, sondern auch, dass das Kind leicht auf die Autorität des Erwachsenen hin Auskünfte findet und sich mit ihnen zufrieden gibt. Vielleicht geht das Kind auch bei den bekannten Kindersagen ähnliche Kompromisse ein, ehe es sie ganz aufgibt. — G. (etwa $6^1/_2$ Jahre). Onkel W. hatte sich als Riese bezeichnet. G.: „Ein Riese kann ein Haus tragen. Onkel W. kann aber doch kein Haus tragen". Die Folgerung: „Also ist er kein Riese" wurde weggelassen. In dieser Zeit wurden an dem Kinde viele Schlüsse beobachtet. Es fällt in der gleichen Zeit seitens eines Erwachsenen der Satz: „Es ist nicht schön, aber garstig". G.: „Was soll garstig hier heissen?" Erwachsener: „Ja, du weisst doch was garstig ist". G.: „Ja, dann kommt aber beides zusammen". Er meint wohl: „Nicht schön" und „garstig" kommen auf dasselbe hinaus und „aber" ist hier nicht am Platze.

S. 18. 33) Auch für das Rechnen liegen die Elemente bereit. Ein Knabe von 5 Jahren 1 Monat hat mechanisch „6 und 6 ist 12", „7 und 7 ist 14", „8 und 8 ist 16" gelernt (blosse Gedächtnissache. Weiter bringt er es übrigens auch da nicht). Aber er kann zählen. Die Mutter berechnet ein Datum: „Heute, Samstag ist der 21., morgen Sonntag der 22., übermorgen Montag der 23., also Dienstag der 24". G. sofort: „Also in vier Tagen." — Etwa $5^1/_2$ Jahre alt fragt er: „Wieviel Salz muss man in den Main schütten, damit er salzig wird wie das Meer?" „3 Säcke voll". „Nein Milliarden Säcke voll Salz". Das

unendlich Grosse gibt ihm um diese Zeit viel zu denken. Milliard wird aus seinem Munde oft gehört. Seine eigene Frage wird, ihm etwa 2 Jahre später vorgelegt. Er, ohne sich zu erinnern: „Tausend Säcke Salz. Nein, jedes Jahr immerfort Salz und Salz und Salz. Da wird es allmählich salzig. Das ist die Geschichte von der Mühle“ (welche, sagte er nicht).

S. 23. 34) Vgl. K. Groos, Die Spiele der Menschen. Jena 1899, S. 41 ff. Dass das Lieblingsversmass der Kinder das trochäische sei, wie Groos S. 42 vermutet, kann ich nicht zugeben. Bei Kindern von 6—7 Jahren trifft man oft ein Spiel mit den eigenen Lippen. Sie drücken die Unterlippe rasch mit dem Finger nach unten und lassen sie dann emporschnellen. Dazu wird deklamiert: „Bewimm Bewamm bewasser“. Gegenüber der früher verbreiteten Meinung, als sei das trochäische Versmass für uns Deutsche unnatürlich — man denke an die Zeit vor A. von Haller —, ist indes die Feststellung von Groos durchaus am Platze. Es gibt ein Alter, in dem die Kinder den Trochäus sehr gerne haben.

S. 46. 35) G. (5 Jahre $7^1/_2$ Monate) sagt die bekannten süddeutschen Kinderverse: „Heut hemmer (= haben wir) frei. Da kommt die Polizei, Und führt uns alle ein In Nummer 3“. Stolz fügt er bei: „Das haben wir, die N. und ich und der Fritz, selbst gemacht“.


G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK


89094655065
b89094655065a